



REPUBLIK ÖSTERREICH  
Parlament

# WAR NIE KIND

Beiträge zu den Gedenkveranstaltungen  
gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken  
an die Opfer des Nationalsozialismus





## EDITORIAL

*„Mir hat man keine Häuser, Schmuck oder dergleichen genommen. Sondern 62 Jahre meines Lebens. Psychisch sowie nervlich mein ganzes Leben zerstört. Sie fragen, was so ein Verlust wert ist, wenn man nie Kind sein durfte und geschunden wurde?“*

Ingeborg Dürnecker



Foto: © Petra Spiola

Der Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus wurde am 4. und 5. Mai 2008 in der Form zweier parlamentarischer Veranstaltungen begangen. Das vorliegende Heft von „Parlament Transparent“ behandelt das zentrale Thema des diesjährigen Gedenktages, nämlich Kinder, die durch die nationalsozialistische Verfolgung unsägliches Leid erdulden mussten.

Der erste, einleitende Beitrag dieses Heftes befasst sich mit der österreichischen Erinnerungskultur, mit einem Paradigmenwechsel, der von Verdrängen und Leugnen hin zu ersten Schritten einer ehrlichen Auseinandersetzung geführt hat.

Im Mittelpunkt des Heftes stehen Lebensgeschichten von Opfern des NS-Regimes, die überlebt haben. Menschen, denen der vielleicht wichtigste Abschnitt im Leben geraubt wurde, die Kindheit. Auf diese Beiträge folgen literarische Quellen als weiterer Weg der Auseinandersetzung.

Um die tägliche Begegnung mit der Geschichte der NS-Zeit geht es im Beitrag zu Schloss Hartheim. Vor 1938 eine „gut geführte und pädagogisch zeitgemäß arbeitende Behinderteneinrichtung in der Gemeinde Alkoven nahe Linz“, wurde es ab 1940 zu einem der Tötungszentren der sogenannten „NS-Euthanasie“, in deren Rahmen zehntausende Menschen mit Behinderungen getötet wurden.

1965 ist das Institut Hartheim zur Betreuung von Menschen mit besonderen Bedürfnissen schließlich an anderer Stelle des Ortes neu eröffnet worden. Das Schloss Hartheim ist heute ein zentraler Lern- und Gedenkort Österreichs.

Der letzte Beitrag behandelt den Behindertenbegriff im materiellen österreichischen Recht und zeigt, wie humanitärer Fortschritt im Rechtsverständnis möglich ist. Er reflektiert neue Sichtweisen, die im gesellschaftlichen Zusammenleben den Weg zur Gleichbehandlung frei machen können.

Den vorliegenden Heften von „Parlament Transparent“ ist eine CD-ROM beigegeben, die die Veranstaltungen zum diesjährigen Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus dokumentiert.

Mit dieser Ausgabe möchten wir Sie, liebe Leserinnen und Leser, dazu einladen, die beiden diesjährigen Gedenkveranstaltungen mittels Druck- und audiovisuellen Medien nachzuerleben.



Mag.<sup>a</sup> Barbara Prammer  
Präsidentin des Nationalrates



# INHALTSVERZEICHNIS

---

Barbara Prammer	
Editorial .....	Seite 3
Ulrike Felber	
Gedenken in demokratischem Konsens – Neue österreichische Erinnerungskultur .....	Seite 6
Renate S. Meissner	
Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus: Die Lebensgeschichten der Opfer – mehr als eine historische Quellengattung .....	Seite 11
Lebensgeschichten .....	Seite 17
Literarische Texte .....	Seite 35
Günther Weixlbaumer	
Die tägliche Begegnung mit der Geschichte – Leben und Arbeiten im Institut Hartheim in Oberösterreich .....	Seite 42
Alfred Steingruber	
Der Behindertenbegriff im materiellen österreichischen Recht – Entwicklungslinien in der 2. Republik .....	Seite 45

Ulrike Felber

## GEDENKEN IN DEMOKRATISCHEM KONSENS – NEUE ÖSTERREICHISCHE ERINNERUNGSKULTUR

*Deskriptoren:* Erinnerung, kollektive; Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus <5. Mai>; Österreich/Jubiläum.

Seit 1998 begeht das Österreichische Parlament jedes Jahr am 5. Mai, dem Tag der Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen, einen „Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus“. Die Einrichtung dieses Gedenktages beruht auf einstimmigen Entschlüssen von Nationalrat und Bundesrat im November 1997. Die österreichische Volksvertretung griff damit – in dem von der Europäischen Union zum Europäischen Jahr gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit ausgerufenen Jahr – eine Initiative des Europäischen Parlaments auf, der Erinnerung an die NS-Verbrechen durch Schaffung eines Holocaust-Gedenktages einen symbolischen Ort zu geben und die Gefahren des Wiederauflebens von Rassismus, Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit bewusst zu machen. Die österreichischen ParlamentarierInnen betonten darüber hinaus ihre Absicht, mit dieser Entschlüsselung „den Besonderheiten der österreichischen Zeitgeschichte Rechnung tragen“ zu wollen. Der Gedenktag sollte ein Zeichen des Respekts für die Opfer des Holocaust setzen, er sollte aber auch als Aufforderung verstanden werden, die Mitverantwortung Österreichs zu thematisieren: kein „Schlussstrich“, wie so oft gefordert, sondern Wahrnehmung der individuellen und kollektiven Verantwortung durch Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit.

In der Eröffnungsrede zum ersten Gedenktag 1998 verlieh der damalige Nationalratspräsident Dr. *Heinz Fischer* seiner Hoffnung Ausdruck, dass sich Österreich „diesen Fragen heute offener, selbstkritischer, sensibler und mit mehr Verständnis stellen könne, als dies noch vor einigen Jahrzehnten der Fall gewesen sei.“ Er sprach damit den Perspektivwechsel in der österreichischen Erinnerungskultur an. Nach dem antifaschistischen Konsens der unmittelbaren Nachkriegszeit setzte sich unter der staatspolitisch opportunen Berufung auf die Moskauer Deklaration das Bild von Österreich als Opfer der nationalsozialistischen Aggression durch. Diese zum Mythos verfestigte Erinnerung wurde Mitte der 80er-Jahre unter heftigen Debatten um das Selbstverständnis der Kriegsgeneration brüchig. Im Kontext der Universalisierung der Holocausterinnerung verlor das nationale Geschichtsnarrativ dann Ende des vergangenen Jahrhunderts endgültig seine Basis. Nach Jahren der vielfach mit Verweis auf den Opferstatus praktizierten Verweigerung der Auseinandersetzung und einer selektiven, auf bestimmte Opfergruppen, wie politisch Verfolgte, eingeebten Wahrnehmung, war mit dem Wechsel zur Kinder- und Enkelgeneration der Opfer und TäterInnen und unter dem Druck der internationalen Öffentlichkeit das Bedürfnis nach Antworten jenseits entlastender Verharmlosungen wie auch pauschalierender Verurteilungen entstanden.

Mit dem Einbekenntnis der Mitschuld an den NS-Verbrechen und der kollektiven Verantwortung Österreichs für die Opfer durch Bundeskanzler *Franz Vranitzky* an-

lässlich seiner Reden im Parlament 1991 und vor der Israelischen Knesset 1993 setzte das offizielle Österreich neue Akzente einer kritischen Selbstreflexion und Revision seiner Erinnerungskultur, der mit der Gründung des Nationalfonds und einer Reihe weiterer gesetzlicher Maßnahmen konkrete Schritte zur Entschädigung von Opfern der NS-Verfolgung folgten. Auch der Gedenktag des Parlaments versteht sich nicht als ein bloß symbolischer Akt des Erinnerns. Er verweist auf die Chance, die „verschmähte Erbschaft“<sup>1</sup> aus den Tiefen verdrängten, tabuisierten Geschehens zu heben und über den „mühevolleren Weg des Differenzierens“<sup>2</sup> Erkenntnisse aus der Geschichte zu gewinnen. Das „Dilemma zwischen ‚verstehender‘ Differenzierung und klarer, den Opfern geschuldeter Positionierung“<sup>3</sup> bleibt jedoch bestehen. Es gilt sich bewusst zu machen, dass der Nationalsozialismus nicht einfach Vergangenheit ist, da die von der Kriegsgeneration an Kinder und Enkel kommunizierten Erinnerungen von eben dieser NS-Vergangenheit geprägt sind<sup>4</sup> und das Gedächtnis nicht neutraler Wissensspeicher ist, sondern von Emotionen

1 *Manoschek*, Verschmähte Erbschaft. Österreichs Umgang mit dem Nationalsozialismus 1945 bis 1955, in: *Sieder/Steinert/Tálos* (Hrsg), Österreich 1945–1995. Gesellschaft – Politik – Kultur (1995) 94 ff.

2 Nationalratspräsident Dr. *Heinz Fischer*, Rede anlässlich des ersten Gedenktages 1998.

3 *Botz* (Hrsg), Schweigen und Reden einer Generation. Erinnerungsgespräche mit Opfern, Tätern und Mitläufern des Nationalsozialismus (2005) 13 (Einleitung).

4 *Aleida Assmann*, Vortrag, gehalten im Rahmen der Wiener Vorlesungen am 27. April 2005.



beeinflusst wird. Erinnerung ist nicht eine Funktion der Vergangenheit, vielmehr dient sie „der Orientierung in einer Gegenwart zu Zwecken künftigen Handelns“<sup>5</sup>. Trotz der zeitlichen Distanz bleiben Erinnerung und Gedenken an den Holocaust damit auch Gegenstand der Austragung gesellschaftlicher Normen- und Wertekonflikte.<sup>6</sup> Im Kontext gesellschaftlicher und politischer Entwicklungen unterliegen sie einem ständigen Prozess der Transformation. Bildeten die in den europäischen Gesellschaften Ende der 90er-Jahre wieder auflebenden rassistischen Tendenzen den aktuellen Anlass für die Initiierung des Gedenktages, so versucht das Österreichische Parlament der gesellschaftlichen Relevanz des Erinnerns mit wechselnden Themen gerecht zu werden.

Am ersten Gedenktag 1998 würdigte das Österreichische Parlament ein individuelles Opfer des nationalsozialistischen Terrors und der Vernichtungspolitik – *Anne Frank*, das im März 1945 im Konzentrationslager Bergen-Belsen ermordete jüdische Mädchen. Mit ihrem, in dem von deutschen Truppen besetzten niederländischen Exil geschriebenen Tagebuch hinterließ *Anne Frank* ein 1947 erstmals veröffentlichtes Dokument, das die Autorin zu einer Symbolfigur für die Opfer des Holocaust werden ließ. Die Schilderung des Alltags der untergetauchten Familie, der Sehnsüchte und Hoffnungen der unter der Isolation im Versteck leidenden Jugendlichen machen die Unmenschlichkeit des NS-Terrorregimes bewusst. Hoffnung auf Wiedererlangung der Freiheit, aber auch Angst und Verzweiflung angesichts der Bedrohung werden als konkretes individuelles Erleben spürbar. Die Unmittelbarkeit des Textes macht das Tagebuch zu einem Zeugnis, das in seiner Authentizität den jenseits menschlichen

5 *Welzer*, Wozu erinnern wir uns? Einige Fragen an die Geschichtswissenschaften, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 16 (2005), 1, 12 ff.

6 *Uhl* (Hrsg.), Zivilisationsbruch und Gedächtniskultur. Das 20. Jahrhundert in der Erinnerung des beginnenden 21. Jahrhunderts (2003).

Vorstellungsvermögens liegenden Dimensionen des millionenfachen NS-Verbrechens einen eindringlichen, emotional erfahrbaren Ausdruck verleiht. Als literarische Vorlage diente das Tagebuch dem russischen, unter dem Stalinschen Terrorregime aufgewachsenen Komponisten *Grigori Frid*, dessen Oper „Das Tagebuch der Anne Frank“ im Rahmen der Gedenkveranstaltung in Österreich erstmals aufgeführt wurde. Anhand fast wortgetreuer Passagen aus dem Originaltext wird die Geschichte der *Anne Frank* musikalisch und szenisch dargestellt. Über das Dokumentarische hinausgehend, zeigt die künstlerische Bearbeitung den exemplarischen Charakter des Schicksals von *Anne Frank* als Opfer von Rassismus und Verfolgung.

Auch der Gedenktag 1999 erinnerte an individuelle Schicksale. Mit der Aufführung der Kammeroper „Weiße Rose“, die der gleichnamigen Widerstandsgruppe und deren hingerichteter Mitglieder *Sophie* und *Hans Scholl* gewidmet ist, gedachte das Parlament jener Menschen, die sich unter Einsatz ihres Lebens gegen das NS-Terrorregime gestellt haben. Das Geschwisterpaar *Scholl*, Studierende der Universität München, gehörte dem christlichen Widerstand an. Beide wurden – wie nach ihnen weitere Mitglieder der Gruppe – für ihre Überzeugung von NS-Gerichten zum Tode verurteilt und hingerichtet. Ihr Engagement gegen Krieg, Diktatur und die menschenverachtende Ideologie des Nationalsozialismus, ihre – selbst angesichts des Todes – unbeugsame Haltung machte sie zu Symbolfiguren für einen an humanistischen Werten orientierten Widerstand. Das Beispiel der Geschwister *Scholl* gilt als Warnung vor der Missachtung der Grundrechte und als Mahnung vor der Verherrlichung von Krieg als Mittel der Politik. Vor dem Hintergrund der kriegsrischen Konflikte im ehemaligen Jugoslawien und der so genannten „ethnischen Säuberungen“ erlangten die historischen Verweise des Gedenktages bedrückende Aktualität. Auch die begleitende Ausstellung „Visionen aus dem Inferno“ mit Wer-

ken des Malers *Adolf Frankl* (1903–1983), eines Überlebenden des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau, der mit der künstlerischen Darstellung seiner Erlebnisse im Konzentrationslager „allen Völkern dieser Welt ein Mahnmal“<sup>7</sup> setzen wollte, fand in Bildern von dem, vom Haager Internationalen Strafgerichtshof als Völkermord bezeichneten Massaker von Srebrenica ein erschreckendes Pendant in der Gegenwart Europas.

Das Protokoll eines Gespräches führender Mitglieder des NS-Staates über die „Judenfrage“ stand im Mittelpunkt der künstlerischen Darbietungen des dritten Gedenktages im Jahr 2000. Die von Regisseur *Thomas Grätzer* dramatisierte historische Mitschrift der Beratungen im Reichsluftfahrtministerium über die Vorgehensweise bei der Auszahlung von Versicherungsleistungen an InhaberInnen von Geschäften, die als jüdisch klassifiziert und bei den Pogromen vom 9. November 1938 zerstört worden waren, dokumentiert auf eindrückliche Weise das Verschränkung von rassistischer, antisemitischer Ideologie und wirtschaftlichen Interessen. Die Ausführungen der beteiligten NS-Repräsentanten belegen, dass die Diskriminierung von Jüdinnen und Juden und der als „Arisierung“ rassistisch codierte Vermögensentzug nicht allein das Werk rabiaten AntisemitenInnen waren, sondern mit menschenverachtendem Zynismus und bürokratischer Akribie geplant und mit scheinlegalen Maßnahmen exekutiert wurde. Rassistische Verfolgung und Terror gegen Andersdenkende und Minderheiten gehörten im NS-System zur alltäglichen Normalität und können nicht durch simplifizierende Dämonisierung der TäterInnen erklärt werden. In diesem Sinne stand bei den Reden zum Gedenktag die Frage nach Kontinuitäten von Antisemitismus, Rassismus und Xenophobie zur Debatte und auch die Frage, wie Österreich nach 1945 mit der NS-Vergangenheit umgegangen ist. Das Unrecht, von dem viele Österreicherinnen und Öster-

7 [http://www.visioneninferno.de/html/explorer/index\\_e.htm](http://www.visioneninferno.de/html/explorer/index_e.htm).

reicher persönlich profitierten, ist, wie betont wurde, weder mit materiellen Abgeltungen wieder gut zu machen noch ist Gerechtigkeit mit den Maßstäben des Strafgesetzbuches herstellbar. Neben der daraus resultierenden Verpflichtung zu einer historischen Neubewertung des Geschehenen nannte Nationalratspräsident Dr. Heinz Fischer die europäische Integration im Rahmen der Europäischen Union als „Inbegriff eines erfolgreichen Versuches“ die politischen Konsequenzen aus den Erfahrungen mit der NS-Diktatur zu ziehen.

Anlässlich des Gedenktages 2002 las Kammerschauspielerin Elisabeth Orth Ausschnitte aus der Autobiographie von Rudolf Höß (1900-1947), dem 1947 als Kriegsverbrecher hingerichteten ehemaligen Kommandanten des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau.<sup>8</sup> Seine während der Haft entstandenen Memoiren sind ein Zeugnis jener „Banalität des Bösen“, die Hannah Arendt (1906-1975) als Berichterstatterin über den Jerusalemer Prozess gegen Adolf Eichmann 1961 beschrieben hat. Höß verkörpert einen Typus des Täters, der sein verbrecherisches Handeln – ohne jedwede moralische oder ethische Bedenken – als Pflichterfüllung rechtfertigte. Der Text gibt einen Einblick in die Funktionsweise diktatorischer Systeme, in denen das Bekenntnis zu Eigenverantwortung verdächtig erscheint und Fragen nach der Rechtmäßigkeit des eigenen Handelns als Verrat gewertet werden. Neben der Aufforderung, das Wissen über die TäterInnen, ihre Motive und Handlungen, durch weitere Erforschung zu vertiefen und die Erkenntnisse heutigen Generationen zu vermitteln, wurde im Rahmen des Gedenktages ein besonderer „Nachdenkbedarf“ in Bezug auf die Haltung gegenüber Opfern der NS-Militärgerichtsbarkeit eingemahnt. Deren Wider-

<sup>8</sup> 2001 fand die Gedenkveranstaltung auf Einladung von Bundespräsident Dr. Thomas Klestil in der Wiener Hofburg statt, nachdem im Parlament kein Konsens über das Programm des Gedenktages erzielt werden konnte.

stand war lange Zeit diskreditiert und von der österreichischen Öffentlichkeit nicht gewürdigt worden.

Den Kontrapunkt zur Rechtfertigungsrede eines Täters bildete die Aufführung zweier Musikstücke von Ernst Krenek (1900–1991) und Arnold Schönberg (1874–1951). Beide Komponisten, deren Werke die Nationalsozialisten als „entartete“ Kunst ächteten, waren der rassistischen Verfolgung durch Emigration entronnen. Flucht und Exil bildeten auch 2003 das Thema des Gedenktages. Miguel Herz-Kestranek, selbst Sohn eines jüdischen Emigrantenpaares, las aus Werken österreichischer Autorinnen und Autoren, die vor der NS-Gewaltherrschaft geflohen oder zur Emigration gezwungen worden waren. Flucht, Vertreibung und Exil, der Verlust der vertrauten Lebenswelt, der wirtschaftlichen Existenz, die Schwierigkeiten des Neubeginns in einer fremden Umgebung, sind Erfahrungen, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts nicht an Aktualität verloren haben. Die Vergegenwärtigung der NS-Vertreibungen und Verfolgungen müsse, so der damalige Nationalratspräsident Dr. Andreas Kohl, für ähnliche Schicksale in der heutigen Zeit sensibilisieren und die Menschen anleiten, „Probleme der Gegenwart vor dem eigenen Gewissen zu betrachten.“ Eine erste Bilanz der seit den 90er-Jahren vom offiziellen Österreich eingeleiteten Maßnahmen – Gründung des Nationalfonds, Restitutionsgesetz, Einsetzung einer Historikerkommission – und zahlreiche andere Initiativen, wie die Errichtung eines Holocaust-Denkmal oder die von Jugendlichen initiierte Aktion „A Letter to the Stars“, dokumentierten den deutlichen Wandel in der österreichischen Erinnerungskultur.

Beispiel einer auf Grund fortgesetzter Diskriminierung aus dem kollektiven Bewusstsein verdrängten, über Jahrzehnte nicht beachteten Opfergruppe sind die Roma und Sinti. Ihnen war die Gedenkveranstaltung 2004 gewidmet. Im Nationalsozialismus „rassisch“ verfolgt und als „Asoziale“ in Konzentrationslager depor-

tiert, waren die wenigen Überlebenden dieser seit Jahrhunderten auf österreichischem Boden heimischen Minderheit auch nach 1945 von sozialer Ausgrenzung und Stigmatisierung betroffen. So etwa wurde ihnen nach dem Opferfürsorgegesetz lange Zeit nicht der Status „rassisch“ Verfolgter zuerkannt. Basis des Verdrängens und Vergessens war die Kontinuität rassistischer Vorurteile, die sich in der meist abwertenden verstandenen Bezeichnung „Zigeuner“ manifestieren und bis in die Gegenwart zu einer Ungleichbehandlung der Roma und Sinti in der österreichischen Gesellschaft führten. Erst die historische Aufarbeitung und Dokumentation von Schicksalen überlebender Opfer der NS-Verfolgung in den 80er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts und das in der Folge neu entstandene Selbstbewusstsein bei den Betroffenen bewirkten, dass auch die österreichische Politik Versäumnisse eingestand und ihre Haltung gegenüber den als Randgruppe Behandelten zu reflektieren begann. Ein wichtiger Schritt war die Anerkennung der Roma und Sinti als gesetzlich geschützte Volksgruppe, deren 10-jähriges Bestehen mit dem Gedenktag gefeiert wurde. Die Republik bekannte sich anlässlich dieser Feier zur Verpflichtung, den noch immer vorhandenen rassistischen Vorurteilen und faktischen Diskriminierungen entschieden zu begegnen und sich für einen Ausbau des Minderheitenschutzes auf europäischer Ebene einzusetzen.

Der Gedenktag 2005 stand ganz im Zeichen des Staatsvertragsjubiläums und des 10-jährigen Bestehens des Nationalfonds. Letzterer war 1995 – dem 50. Jahrestag der Gründung der Zweiten Republik – eingerichtet worden. Damit hatte Österreich, so der damalige Nationalratspräsident Dr. Andreas Kohl, „eine neue Phase des Umgangs unserer Republik mit der Verantwortung für die Untaten des Nationalsozialismus in Österreich“ eingeleitet. Aus der Erkenntnis, dass „eine große Anzahl an Österreicherinnen und Österreichern Täter waren“, habe sich die Republik „weg von der reinen



Opferrolle“ begeben und in Einbekenntnis ihrer „Mitverantwortung“ gegenüber den Opfern einen „Weg der Versöhnung“ gesucht. Neben der moralischen Anerkennung der Opfer sollte mit der Einrichtung des Nationalfonds und im Weiteren des Versöhnungsfonds (für die Entschädigung von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern) und des Allgemeinen Entschädigungsfonds auch eine finanzielle Geste gesetzt werden. In Abgrenzung zu selektiven Wahrnehmungen früherer Jahre legte man hierbei Wert auf einen umfassenden Opferbegriff, der alle inkludierte, die aus politischen Gründen, aus Gründen der Abstammung, Religion, Nationalität, sexueller Orientierung, auf Grund einer körperlichen oder geistigen Behinderung oder auf Grund des Vorwurfes der so genannten Asozialität verfolgt worden waren oder das Land verlassen hatten, um einer solchen Verfolgung zu entgehen. Zu den gesetzlichen Aufgaben des Nationalfonds zählt auch die Förderung von Projekten zur wissenschaftlichen Erforschung des Nationalsozialismus und des Schicksals seiner Opfer. Als „auf Dauer eingerichtete“ Institution, die – über die Betreuung direkt Anspruchsberechtigter hinaus – das Wachhalten der Erinnerung an die Verbrechen des Nationalsozialismus zum Ziel hat, stellte die Einrichtung des Nationalfonds eine klare Absage an jedwede Schlussstrich-Debatten dar.

Ein „dauerhaftes Gedächtnis“ für jene, die zu Opfern des Nationalsozialismus wurden, forderte auch der ehemalige amerikanische Vize-Außenminister *Stuart Eizenstadt*, Hauptredner des Gedenktages und maßgeblich an den Verhandlungen um Entschädigungs- und Restitutionsfragen Beteiligter. Er sprach Österreich Anerkennung aus für die, wenn auch späten Anstrengungen, das NS-Unrecht durch Hilfe für die Überlebenden und die Familien der Opfer zu korrigieren, warnte aber auch vor dem weiter bestehenden Antisemitismus in Europa und forderte auf, den Gedenktag zum Anlass für konkrete Aktionen, wie etwa den Einsatz für Menschenrechte, zu ma-

chen. Zu Wort kamen auf dem Gedenktag auch Vertreter der jüdischen Opfer: *Gideon Eckhaus*, Vorsitzender der Vereinigung der österreichischen Pensionisten in Israel, erinnerte daran, dass der Wiederaufbau nach 1945 auch mit jenem Vermögen erfolgt sei, dass Jüdinnen und Juden von den Nationalsozialisten entzogen wurde. Seine Worte, dass Versöhnung mit all jenen möglich sei, „die das Schweigen brechen“, bestätigten die Bedeutung des Erinnerns und der aktiven Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit für die Opfer und deren Angehörige. Auch der als Kind 1938 aus Österreich vertriebene *Moshe Jahoda*, Vizepräsident der Claims-Conference und Repräsentant der Claims-Conference in Deutschland und Österreich, dessen Familie in Auschwitz ermordet wurde, setzte auf die Bereitschaft der Österreicherinnen und Österreicher, „nachzuvollziehen, was es bedeutet, ein Leben lang den Gedanken an das Schlachthaus Auschwitz vor Augen zu haben“.

Das Schweigen über die NS-Vergangenheit ist ein bewusster Akt des sich Entziehens, sei es, um die eigene Involvierung (Täterschaft) zu vertuschen, sei es, um dem Schmerz über das Erlittene zu entgehen. Vergessen aber heißt, „der Geschichtslüge Vorschub leisten“. Mit diesen Worten unterstrich der damalige Nationalratspräsident *Dr. Andreas Kohl* in seiner Rede zum Gedenktag 2006, dass Österreich aus seiner kollektiven Verantwortung heraus die besondere Verpflichtung erwachse, durch Weiterführung der Forschungen zum Nationalsozialismus und der Auseinandersetzung mit dem Geschehenen jenen Verdrängungsmechanismen den Boden zu entziehen, die jahrelang die österreichische Erinnerungskultur beherrschten. Die Botschaft richtete sich nicht zuletzt an diejenigen, die einem vermeintlich „heilsamen Vergessen“ das Wort reden und an solche, die die NS-Verbrechen – allen wissenschaftlichen Erkenntnissen und unbestreitbaren Belegen zum Trotz – verharmlosen und umzudeuten versuchen. Welche Defizite in der Auseinanderset-

zung mit der NS-Vergangenheit noch immer bestehen, zeigte das Beispiel einer bis zu diesem Zeitpunkt im Erinnerungsdiskurs völlig absente Opfergruppe. Die damalige Zweite Nationalratspräsidentin *Mag.<sup>a</sup> Barbara Prammer* erinnerte an die Opfer sexueller Gewalt, insbesondere Frauen, die in Bordellen der Konzentrationslager Sexarbeit verrichteten. Sie wurden auch nach dem Ende der NS-Herrschaft von der Gesellschaft stigmatisiert und das Erlittene verharmlöst. Verdrängt wurde auch, dass es nicht nur Täter gab, sondern Täterinnen. Das Verblässen der Erinnerung an deren Täterschaft in den Jahren des Wiederaufbaus blieb lange Zeit unhinterfragt.

Die Würdigung des vielfältigen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus auf dem zehnten Gedenktag des Parlaments 2007 verstand sich als „Mahnung, Orientierung und Auftrag“ zur Stärkung und Pflege des Demokratiebewusstseins in Österreich. Dass die Wahrnehmung und Bewertung des Widerstandes gegen die NS-Diktatur von politischen Konstellationen überlagert wurde und der als Basis für die Kooperation der politischen Parteien nach dem Krieg vielfach beschworene „Geist der Lagerstraße“ – die Gemeinsamkeit all jener, die gegen die NS-Diktatur Widerstand geleistet hatten – in Vergessenheit geraten war, zeigte ein historischer Rückblick. Eine kurze filmische Hommage galt dem lange Zeit unterschätzten Widerstand von Frauen gegen das NS-System. Für die zum Gespräch eingeladenen Zeitzeugen bildeten Wachsamkeit gegenüber autoritären Tendenzen und Toleranz gegenüber anderen Meinungen die wichtigsten Lehren aus ihren Erfahrungen. Das Wissen um die Gefahren für die Demokratie weiterzugeben und die Funktionsweise eines demokratischen Systems zu vermitteln, setzte sich das Parlament mit der Einrichtung einer „Demokratiewerkstatt“ für Jugendliche zum Ziel. Deren Einstellung zum Thema wurde mit einem Film dokumentiert, in dem sich Schülerinnen und Schüler zur Frage „Zivilcourage ist ...“ äußerten.

Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus standen im Mittelpunkt des Gedenktages 2008. Das Parlament nahm sich damit eines Themas an, dem in den letzten Jahren auch in der wissenschaftlichen Diskussion besondere Aufmerksamkeit zuteil wurde. Ausschnitte aus Lebensgeschichten von Opfern dokumentieren, was es bedeutete, ständiger Bedrohung und Gewalt ausgesetzt zu sein. „War nie Kind“, die nüchterne Feststellung eines Opfers, beschreibt den unwiederbringlichen Verlust, unter dem die Betroffenen, so sie überlebten, ihr Leben lang litten. Gewalt im Umgang mit

Kindern ist ein Thema, mit dem wir – von den Kindersoldaten in Afrika bis hin zu vermeintlichen erzieherischen Maßnahmen in unserer Gesellschaft – tagtäglich konfrontiert sind. Insofern haben die autobiografischen Texte der Opfer nicht nur historisch-dokumentarischen Charakter. Sie sollten, wie einer der Betroffenen in einer Botschaft an die Gedenkveranstaltung formulierte, als Grundlage unseres Handelns dienen: „Ich ersuche Sie, über das Leid, das Menschen während des Holocaust zugefügt wurde, egal welcher Nation oder Gruppe zugehörig, nicht einfach hinweg zu hören,

sondern nachzudenken und persönlich, soweit wie möglich, mitzuhelfen, derartiges Leid zu verhindern.“

Dieser Appell eines Opfers der NS-Verfolgung ist als Aufforderung zu verstehen, den Gedenktag, wie Nationalratspräsidentin Mag.<sup>a</sup> *Barbara Prammer* in ihrer Ansprache betonte, auch in Zukunft zum Anlass für vertiefende Auseinandersetzungen mit dem historischen Geschehen zu nehmen und eine breite Öffentlichkeit vom demokratiepolitischen Wert des Erinnerns zu überzeugen.



Renate S. Meissner

# NATIONALFONDS DER REPUBLIK ÖSTERREICH FÜR OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS: DIE LEBENSGESCHICHTEN DER OPFER – MEHR ALS EINE HISTORISCHE QUELLENGATTUNG

*Deskriptoren:* Biographieforschung; Drittes Reich/Rassenpolitik/ Quelle 1938–1945; Kärnten/Slowenen/Geschichte 1938–1945 / Erlebnisbericht / Autobiographie; Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus; Opferentschädigung/Nationalsozialismus; Österreich/Antisemitismus/Judenverfolgung/Geschichte 1938–1945/ Erlebnisbericht / Autobiographie; Roma <Volk>/Sinti/Geschichte 1938–1945/ Erlebnisbericht / Autobiographie.

Der Nationalfonds wurde 1995 eingerichtet, um die Verantwortung der Republik Österreich gegenüber den Opfern des Nationalsozialismus zum Ausdruck zu bringen. Im Laufe seiner nunmehr fast 13-jährigen Tätigkeit haben über 30.000 Menschen dem Nationalfonds im Zuge ihrer Antragstellung zum Erhalt einer symbolischen Gestezahlung<sup>1</sup> ihre Lebensgeschichte erzählt, viele davon in persönlichen Gesprächen, die Mehrzahl

1 Vgl Bundesgesetz über den Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus, BGBl 1995/432. Zu den vom Gesetz erfassten Opfergruppen gehören neben jüdischen Opfern auch Personen, die aus politischen Gründen, aus Gründen der Abstammung (ua Roma und Sinti), der Nationalität (ua Kärntner SlowenInnen), der sexuellen Orientierung, aufgrund einer körperlichen oder geistigen Behinderung oder des Vorwurfs der so genannten Asozialität verfolgt oder auf andere Weise Opfer typisch nationalsozialistischen Unrechts wurden.

der heute in 78 verschiedenen Ländern lebenden Betroffenen in schriftlicher Form.

Im Rahmen der beiden besonderen Gedenkveranstaltungen des Parlaments im Gedenkjahr 2008 wurde dem Nationalfonds die Möglichkeit gegeben, einige dieser wertvollen zeitgeschichtlichen Dokumente auszuwählen, um sie durch Lesung einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Die in dieser Ausgabe von *Parlament Transparent* abgedruckten Erfahrungstexte sind in zweifacher Hinsicht bemerkenswert: Ihr Entstehungskontext ist ein besonderer, und sie stellen auch eine spezielle Form der autobiographischen Erzählung dar.

Ziel dieses Artikels ist es, einerseits diese lebensgeschichtlichen Zeugnisse zu erläutern und andererseits einige generelle Reflexionen zur Bedeutung von Lebensgeschichten über ihren Wert als historische Quellengattung hinausgehend anzustellen: Was zeichnet eine Lebensgeschichte im Vergleich zu reinen historischen Faktendarstellungen aus? Welchen historischen Wert haben sie? Welche Bedeutung hat das Schreiben einer Lebensgeschichte für die Betroffenen selbst? Welchen Beitrag leisten Lebensgeschichten für das kollektive Gedächtnis?

Allen hier präsentierten autobiographischen Zeugnissen ist gemeinsam, dass sie von Personen verfasst wurden, die aus unterschiedlichen Gründen vom nationalsozialistischen Regime verfolgt wurden. Zusätzlich zu den für die historisch interessierten LeserInnen aufschlussreichen und nicht immer im Detail bekannten Fakten, aus welchen unterschiedlichen Gründen Menschen während der NS-Zeit verfolgt wurden, geben sie Einblick in den jeweiligen „Verfolgungsalltag“, in die Nöte und Ängste der Betroffenen, in die Diskriminierungen, die sie erleiden mussten, sowie in die Hoffnungen, die sie hatten, ihren Lebenswillen und ihren Überlebensmut. Sie zeigen aber auch die Möglichkeiten auf, die Menschen hatten, die vom NS-Regime nicht verfolgt wurden, diesen Personen zu helfen und so manchem das Überleben überhaupt erst zu ermöglichen. Ohne deren mutiges Handeln, das sie oft selbst in Gefahr brachte, hätten wir heute kein authentisches Zeugnis dieser Menschen vor uns.

Die hier vorgestellten lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen dokumentieren die Jahre von 1938 bis 1945 in Österreich aus der Perspektive der Opfer. Darüber hinaus geben sie aber auch Aufschluss über das Leben dieser Menschen nach 1945 sowie über ihre Gefühle und Beziehungen zum heutigen Österreich. Entsprechend der Akzentsetzung im Ge-

denkjahr 2008 handelt es sich um die aufgezeichneten Erinnerungen von Personen, die den „Anschluss“ 1938 und die Folgejahre als Kinder oder Jugendliche erlebt haben.<sup>2</sup>

### „War nie Kind...“ – Die Lebensgeschichte als narrative Bewältigung von Geschichte

*Erika Nemschitz* war kurz vor dem „Anschluss“ gerade sechs Jahre alt geworden. Sie war, da ihr Vater Jude war, als so genannter Mischling 1. Grades eingestuft und schildert sehr eindrücklich, welche Konsequenzen dies für sie und ihre Familie hatte: wie ihrer Mutter als „Arierin“ nahegelegt wurde, sich von ihrem Vater scheiden zu lassen, wie ihr der Name „Sarah“ verliehen wurde und sie den Judenstern tragen musste, wie ihre Mutter den Vater in der Wohnung versteckt hielt, wie sie in der Schule diskriminiert und schließlich dieser verwiesen wurde. Wir erfahren aber auch – als eine Ironie des Schicksals –, wie ein Foto ihres Kindergesichtes – obwohl „rassisch“ nicht den Nürnberger Rassegesetzen entsprechend – als süßes Wiener Mädel für die Firma Herlango in Deutschland Reklame machte.

Die lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen von *Alfred Wagner*, *Friedrich K.*, *Rudolfine Kolmer*, *Paul Porges* und *Hilda F.* dokumentieren den „Facettenreichtum“ der Verfolgung, den Kinder mit einem jüdischen Elternteil durchmachen mussten und der diese für ihr Leben geprägt hat. Während viele dieser Betroffenen über die in der Schule erlittenen Torturen und Diskriminierungen berichten, erfahren wir von *Hilda F.*, wie es ihrer Mutter und ihr als 13-Jähriger beim Versuch erging, ihre jüdische Herkunft zu verheimlichen, nachdem ihr Vater, der Jude war, emigriert war. *Rudolfine Kolmer* schildert, wie sie als Zehnjährige den 13. März 1938 erlebte und sich schlagartig ihrer jüdischen Abstammung bewusst

<sup>2</sup> Mag. *Michaela Niklas* und Mag. *Martin Niklas* gilt mein besonderer Dank für das Lektorat der Lebensgeschichten als auch des vorliegenden Beitrags.

wurde. *Alfred Wagner* beschreibt die gesundheitlichen Schäden, die er sich aufgrund der Umstände als 1943 in Wien geborenes uneheliches Kind zuzog, und dass sich seine Eltern erst nach 1945 verheiraten konnten; nach NS-Gesetzgebung hatten sie nicht heiraten dürfen, da sein Vater Jude und seine Mutter „Arierin“ war.

*Paul Porges* beschreibt, wie sich seine Mutter mit den drei Kindern durchschlagen musste, da sein jüdischer Vater – Anfang des Jahres 1938 noch als angesehener praktischer Arzt in Spittal an der Drau tätig – nach dem Einmarsch seinen Dokortitel nicht mehr führen durfte, sein Haus und seine Praxis verlor. Der letzte Brief des Vaters, der 1943 verhaftet und nach Auschwitz überstellt wurde, stammt vom 5. November 1944, genau am 19. Geburtstag seiner älteren Schwester.

Eine kaum fass- und beschreibbare Erfahrung, die *Maria Gabrielsen* mit ihren sechs Geschwistern und ihrem Vater, der Jude war, teilt, ist jene, von der eigenen „arischen“ Mutter/Gattin politisch angezeigt worden zu sein, was die sieben Kinder ins KZ Theresienstadt und den Vater nach Auschwitz brachte, wo er ermordet wurde. Frau *Gabrielsen* ist bis heute als Zeitzeugin aktiv und begleitet Schulklassen beim Besuch von KZ-Gedenkstätten.

Während viele der so genannten Mischlinge 1. Grades unter diskriminierenden Handlungen zu leiden hatten, aber meist unter dem Schutz des „arischen“ Elternteils in Österreich überlebten, war dies für nach den Nürnberger Rassegesetzen als „Volljuden“ geltende Menschen kaum möglich.

Zu den ganz wenigen, die wie durch ein Wunder in Wien überlebten, gehört *Lucia Johanna Heilmann*, die als Neunjährige den „Anschluss“ erlebte. Ein Bergkamerad ihres Vaters rettete ihr und ihrer Mutter das Leben, indem er sie in seiner Werkstätte in einem eigens dafür gebauten kleinen Verschlag versteckt hielt. Die kleine *Lucia* musste dort Enge, Hun-

ger, Kälte und vor allem Finsternis ertragen und hatte niemals Kontakt mit Gleichaltrigen. Sie und ihre Mutter lebten in der ständigen Angst, entdeckt und deportiert zu werden. Frau *Heilmann* zuckt noch heute zusammen, wenn es an der Tür klingelt oder das Telefon läutet.

Was er als Kind erlebt hat, ist auch für *Erich Richard Finsches* noch heute ein Albtraum. Als Sohn einer jüdischen Mittelstandsfamilie geboren, wurde er als Zehnjähriger verhaftet, musste in Eisen-erz Zwangsarbeit leisten, lebte, nachdem er von dort fliehen konnte, als U-Boot versteckt in Wien, bevor er nach zwei Jahren wieder aufgegriffen und erneut zu Zwangsarbeit verpflichtet wurde. Nach abermaliger Flucht leistete er aktiven Widerstand in Ungarn, wurde wieder gefasst und nach Auschwitz und dann nach Dachau deportiert, wo er 1945 mit 29 Kilogramm Körpergewicht von der US-Armee befreit wurde. In dem hier abgedruckten Ausschnitt seiner Aufzeichnungen beschreibt er sehr anschaulich, was ihm als Zehnjährigem gleich nach dem „Anschluss“ widerfuhr und was er bei der Suche nach seinem verhafteten Vater erlebte.

Die lebensgeschichtlichen Erinnerungen von *Peter Feldmann*, *Susanne Hochhauser* und *Norbert Abeles*, alle als Kinder jüdischer Eltern in Wien geboren, führen uns in drei von Österreich weit entfernte Emigrationsländer auf unterschiedlichen Kontinenten. Sie zeigen beispielhaft und stellvertretend für viele andere die Schwierigkeiten der Anpassung in vollkommen anderen Kulturen nach dem abrupten Abbruch des bisherigen Lebens, den wirtschaftlichen Überlebenskampf in einem fremden Land, die fehlenden finanziellen, schulischen, universitären und beruflichen Möglichkeiten, wie sie in Österreich für die Betroffenen bestanden hätten.

So wusste *Peter Feldmann* – er war 1938 zwölfjährig – gerade am Piaristengymnasium in Wien – nicht, dass sich sein und das Leben sei-



ner Familie drastisch verändern und sie das Schicksal nach Südamerika verschlagen würde. Er beschreibt sehr eindrucksvoll, durch welchen ungeheuren Zufall sein Vater aus der Haft in Dachau entlassen wurde und welche Stationen seine Familie durchlaufen musste, bis sie schließlich Anfang 1940 nach Chile gelangte, wo sie ihren ständigen Wohnsitz fand. Die ersten Jahre dort waren von Not und Armut gekennzeichnet, doch hatten sie – wie Herr *Feldmann* es selbst formulierte – ein besseres Los gezogen als 36 Mitglieder ihrer Familie, die in verschiedenen Konzentrationslagern umgekommen sind. Die Liebe zu Österreich hat er sich nicht nehmen lassen.

*Susanne Doris Hochhauser* hingegen war noch keine fünf Jahre alt, als Hitlers Truppen in Österreich einmarschierten. Ihre Familie hatte das Glück – nachdem ihr Vater nach seiner Deportation nach Dachau und Buchwald schließlich unter der Bedingung, sofort das Land zu verlassen, entlassen wurde –, ein Visum für Bolivien zu erhalten, wo sie im Juni 1939 ankamen. Frau *Hochhauser* lässt uns teilhaben an ihrem damaligen Leben in der dörflichen Atmosphäre Cochabambas, das sich so gewaltig von jenem in Wien unterschied und wo sie als Fremde von den anderen Kindern bestaunt wurde. Sie musste nicht nur Spanisch, sondern auch Quechua, die Sprache der Einheimischen, erlernen und konnte dadurch ihrer Familie das ökonomische Überleben sichern.

*Norbert Abeles* war bereits 15 Jahre alt, als er Ende 1938 mit einem Kindertransport von Wien nach Großbritannien gelangte. Sein Vater war einige Monate vor dem „Anschluss“ verstorben, und seine Mutter, die 1943 deportiert wurde, galt nach 1945 als „verschollen“. Nach dem Krieg wanderte er mit seiner Frau nach Afrika aus, wo er heute noch – mit einer Malawierin verheiratet – lebt. Seine Liebe zu Österreich ist ihm geblieben.

Ganz anders als die bisher vorgestellten Schicksale gestalteten sich Verfolgung und Alltag der Kärntner SlowenInnen und

PartisanInnen während des Nationalsozialismus. *Emma Urschitz* und *Rosa W.* waren beim „Anschluss“ sieben Jahre alt, *Karoline B.* war ein dreijähriges Mädchen. Die Eltern von *Emma Urschitz* sprachen kaum Deutsch. Deshalb hatte sie, wie auch *Karoline B.*, in der Schule unter Diskriminierungen und tätlichen Angriffen zu leiden, da die Devise dort lautete: „Kärntner, sprich Deutsch!“ Wie viele der Kärntner SlowenInnen unterstützten auch ihre Familien die Aktivitäten der PartisanInnen. Aus ihren Erzählungen erfahren wir, wie ihre Mütter die PartisanInnen mit Lebensmitteln versorgten, wie sie selbst Kurierdienste übernehmen mussten, und vor allem von den ständigen Hausdurchsuchungen durch deutsche Soldaten, wobei selbst die Kleinstkinder mit Gewehren und mit dem Erschießen bedroht wurden. Frau *W.* schildert sehr eindrücklich von den Misshandlungen, denen sie und ihr Bruder ausgesetzt waren, da die SS-Männer erhofften, von ihnen Informationen in Hinblick auf PartisanInnen zu erhalten. Oft wurden die Kinder auch Zeugen von Erschießungen von PartisanInnen. Dies hat bis heute negative Auswirkungen auf ihr Leben.

Die Aufzeichnungen von *Hubert Amberger* und *Andreas H.* geben uns Einblick über die Verfolgung der Roma und Sinti und ihre Internierung im Lager Lackenbach. Während Herr *Amberger* mit seiner Familie 1940 als Sechsjähriger ins Lager kam, erblickte *Andreas H.* zwei Jahre später, 1942, im Lager in einer Holzbaracke das Licht der Welt und wurde schließlich als Dreijähriger 1945 befreit. Er weiß das meiste, bis auf ganz wenige einzelne Erinnerungen, aus den Erzählungen seiner Eltern und Geschwister, die mit ihm im Lager waren, und appelliert an die LeserInnen, das Leid, das den Menschen und Kindern während des Holocaust zugefügt wurde, nicht zu vergessen. Herr *Amberger* wurde – obwohl noch ein Kind – in einer dem Lager benachbarten Landwirtschaft zu Zwangsarbeit herangezogen und beschreibt uns seine dort erlebten Qualen, von denen er sich bis heute nicht erholt hat.

Die Lebensgeschichten von *Ingeborg Dürnecker* und *Anna Maierhofer* ermöglichen uns, trotz und vielleicht gerade wegen der Knappheit ihrer Beschreibung und des komprimierten Stils, den Alltag, den ein Kind am so genannten Spiegelgrund durchzustehen hatte, zu erahnen. Frau *Dürnecker* war 1938 knapp vier Jahre alt, Frau *Maierhofer* gerade elf Jahre alt geworden.

Die lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen von *Margarethe Budroni* – sie war beim „Anschluss“ noch keine drei Jahre alt – zeigen uns auf, wie Menschen, die aktiv gegen das Regime Widerstand leisteten und das Leben anderer retteten, selbst mit ihrer Familie in die Verfolgungsmaschinerie gerieten. Ihr Vater hatte als Zugführer der Eisenbahn geholfen, jüdische Kinder und Erwachsene aus Polen in unbesetzte Gebiete zu schaffen, und versteckte eines Tages einen Juden, bei dem die Übergabe gescheitert war, bei sich zu Hause. Frau *Budroni* beschreibt sehr eindrücklich, wie ihr behütetes Kindernest Anfang 1942 jäh auseinanderbrach, als die Gestapo bei ihnen zu Hause eindrang, da sie Verdacht geschöpft hatte, dass ihr Vater sich im Widerstand betätigte, sowie die Folgen für ihren Vater, ihre Mutter und sie selbst.

All diesen lebensgeschichtlichen Zeugnissen ist trotz der unterschiedlichen Verfolgungsschicksale und der Zugehörigkeit zu den unterschiedlichen Opfergruppen gemeinsam, dass sie Aufschluss geben über das erlittene Leid, die Brutalität, dass sie versuchen, das Erfahrene für andere festzuhalten und in Form der Lebensgeschichte darzustellen. Alle zeugen letztendlich von der Fassungslosigkeit, der Ohnmacht, der Angst, den erlittenen Traumata sowie dem Bedürfnis, dass die Dokumentation all des so schrecklich Erlebten die jetzigen und kommenden Generationen gemahnen möge, nie wieder das Entstehen eines solchen Regimes zuzulassen. Sie verstehen sich als Versuch, das Nicht-Beschreibbare beschreibbar und nachvollziehbar zu machen, Verständnis in Nicht-Versteh-

bares zu bringen und einen Beitrag zu leisten für eine friedvolle Zukunft.

Erinnerte und in die autobiographische Form der Lebensgeschichte transformierte Vergangenheit kann somit als narrative Bewältigung von Geschichte begriffen werden.

### Erinnertes Leben – erzähltes Gedächtnis und seine Bedeutung für die Betroffenen

Das Erzählen und die Verschriftlichung des Erinnerten sowie seine Veröffentlichung sind nicht nur ein wesentlicher Beitrag zur kritischen Bewusstseinsbildung kommender Generationen; sie sind auch für die Betroffenen selbst ein bedeutsamer Schritt „nach außen“.

Die im Zuge der Tätigkeit des Nationalfonds gemachten Erfahrungen im Kontakt mit den Opfern des Nationalsozialismus haben gezeigt, dass es neben den emotionalen Anstrengungen, welche das Erinnern und Niederschreiben des eigenen Schicksals mit sich bringt, für viele auch eine sehr befreiende Wirkung haben konnte, wenn das lange Verschwiegene durch das Medium der Sprache seinen Weg in die Öffentlichkeit fand.<sup>3</sup>

David Vyssoki, ärztlicher Leiter von ESRA<sup>4</sup>, schrieb in Bezug auf diesen besonderen Aspekt der Arbeit des Nationalfonds: „Der Akt des aktiven Zuhörens kompetenter und interessierter MitarbeiterInnen, die Erhebung der Biografie und der Anamnese sowie deren Dokumentation wird von den Überlebenden als An-

erkennung erlebt, als Interesse an ihrem Leid und ihrer Geschichte durch Staat und Gesellschaft. Und gerade dies führt oft zum Aufbrechen der Sprachlosigkeit und des Schweigens als ersten Schritt zu anderen, neuen Bewältigungsstrategien für Überlebende.“<sup>5</sup>

Ihre Empfindungen brachte *Antonia Sabotnik*, eine Kärntner Slowenin, deren Lebenserinnerungen erstmals 2000 vom Nationalfonds veröffentlicht wurden, wie folgt zum Ausdruck: „Ich freue mich darüber, dass Sie meine Geschichte zur Veröffentlichung ausgesucht haben. Eigentlich kann ich es nicht fassen, dass nach so vielen Jahren meine Geschichte das erste Mal als die Geschichte eines Opfers des Nationalsozialismus anerkannt wird.“<sup>6</sup>

Für viele Menschen hat die Möglichkeit, ihre Lebensgeschichte zu erzählen oder niederschreiben zu können, auch bewirkt, dass sie begonnen haben, sich intensiv mit bisher nicht be- und erfasster Familiengeschichte auseinander zu setzen, Nachforschungen über bisher als vermisst oder tot geglaubte Verwandte anzustellen und auch in persönlichen Kontakt mit Verwandten, Bekannten oder auch ehemaligen MitschülerInnen zu treten, um die Ereignisse und die (gemeinsame) Geschichte miteinander zu reflektieren.

Gelebte Erinnerung in eine Lebensgeschichte zu transformieren bedeutet historisch zu existieren. Nach *Dantos* Definition bedeutet historisch zu existieren, „die Ereignisse, die man durchlebt, als einen Teil einer Geschichte, die später einmal erzählt wird, zu erkennen.“<sup>7</sup>

Ein jeder lebensgeschichtlichen Erinnerung und Dokumentation inhärenter Gedanke ist es, das Erlebte vor dem Vergessen zu bewahren, sowohl für die unmittelbare Familie und Nachkommenschaft als auch für die kommenden Generationen. „In diesem phänomenologischen Gegensatzverhältnis“ von Erinnern und Vergessen – schreibt *Bernhard Lypp*, „bewegt sich jeder Umgang mit der Geschichte als vergangenem Geschehen.“<sup>8</sup>

### Merkmale lebensgeschichtlicher Zeugnisse und ihre Bedeutung im Rahmen der Geschichtsschreibung

„Berichte von Zeugen der Zeit sind für die Geschichte immer Quellen von besonderer Bedeutung gewesen“, betonte *Erika Weinzierl* angesichts der ersten Publikation von Lebensgeschichten zum fünfjährigen Bestehen des Nationalfonds mit Rückblick auf ihre 45-jährige Erfahrung in der Arbeit mit dieser spezifischen Quellengattung.<sup>9</sup>

Was zeichnet lebensgeschichtliche Aufzeichnungen im Vergleich zur reinen historischen Faktendarstellung aus? Autobiographische Lebenszeugnisse sind oftmals eine geeignete Art, Wissen zu vermitteln, da in deren Mittelpunkt der Mensch selbst steht. Die eine konkrete Person bzw Familie betreffenden Ereignisse, die in Lebensgeschichten geschildert werden, prägen sich besser in das Gedächtnis ein als nüchterne Fakten, da sie auch die emotionale Seite in uns ansprechen. Durch die historische Quellengattung der Lebensgeschichte können historische Sachverhalte anhand des persönlich Erlebten auf anschauliche Weise nachvollziehbar gemacht werden.

3 Siehe dazu genauer *Renate S. Meissner*, ÜBER LEBEN. Erinnern im Kontext des Nationalfonds, in: Eleonore Lappin/Albert Lichtblau (Hrsg), Die „Wahrheit“ der Erinnerung – Jüdische Lebensgeschichten, Studien-Verlag (in Druck).

4 Der Nationalfonds hat von Anbeginn mit ESRA, einer 1994 gegründeten Initiative zur psychosozialen und sozialtherapeutischen Betreuung von speziell durch den Holocaust traumatisierten Opfern als auch der „Zweiten Generation“, eng kooperiert.

5 *David Vyssoki*, Die Bedeutung des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus aus therapeutischer Sicht, in: Nationalfonds (Hrsg), In die Tiefe geblickt. Lebensgeschichten (2000) 9.

6 *Antonia Sabotnik*, Zwischen den Fronten, in: Nationalfonds (Hrsg), In die Tiefe geblickt. Lebensgeschichten (2000) 49.

7 *Arthur C. Danto*, Erzählung, Erkenntnis und die Philosophie der Geschichte, in: Eberhard Lämmert (Hrsg), Erzählforschung: Ein Symposium (1982) 643 ff (643).

8 *Bernhard Lypp*, Überlegungen zur Objektivität der Geschichtsschreibung, in: Eberhard Lämmert (Hrsg), Erzählforschung: Ein Symposium (1982) 630 ff (631).

9 *Erika Weinzierl*, Opfer des Nationalsozialismus, in: Nationalfonds (Hrsg), In die Tiefe geblickt. Lebensgeschichten (2000) 6.



Dies mag auch daran liegen, dass wir mit Geschichten (auch als Transportation von Geschichte) als eine der ältesten menschlichen Überlieferungsmethoden von klein auf konfrontiert sind und diese unser frühestes Bild der Welt, unserer Vergangenheit und einer möglichen Zukunft prägen.

„Erlebnishaft erfahrungskerne geben allem Geschehen, sei es historischer oder sonstiger Art, seine Unvergleichlichkeit.“<sup>10</sup> So vermittelt die veröffentlichte Lebensgeschichte der Nachwelt ein lebendiges, detailliertes und unvergleichliches historisches Zeugnis und Geschichtsbild:

„Dies ist einerseits historisches Wissen, aber nicht in dem Sinn, dass man nur die Zahlen, Daten, Fakten lernt, die weiß man ja zum Teil vorher schon. Durch die Summe der Erzählungen, die man im Laufe der Jahre erfahren hat, hat sich ein sehr dichtes historisches Bild im Kopf manifestiert, eines, das sich aus vielen vielen kleinen Fäden zusammengesponnen hat und weitaus mehr Realität hat und mehr Lebenskraft als alles, was man sich anlesen konnte.“<sup>11</sup>

Im Zusammenhang mit der Bedeutung von autobiographischen Erzählungen und Beschreibungen als wertvolle zeitgeschichtliche Zeugnisse, die neben der Wiedergabe aller subjektiv erlebten Erfahrungen aus historisch-kritischer Sicht auch „Verzerrungen“ und „Erinnerungslücken“ aufweisen können, verweist *Albert Lichtblau* mit Bezug auf *Michael Pollak* darauf, dass eine einzige Lebensgeschichte „oft mehr zu vermitteln und über die Vergangenheit Nuancierteres, also Genaueres und Vielfältigeres auszusagen [hat] als zum Beispiel ausführliche statistische Reihen, deren heuristischer Wert [...] nicht bestritten werden soll“.<sup>12</sup>

10 *Lypp* (FN 8) 634.

11 Interview mit Mag. *Maria-Luise Lanzrath* vom 6. Juni 2007 (unveröffentlicht). Mag. *Lanzrath* ist seit 2001 Mitarbeiterin beim Nationalfonds.

12 *Michael Pollak*, zitiert nach *Albert Lichtblau* (Hrsg), *Als hätten wir dazugehört*. Öster-

Um auf den hier angesprochenen, unter HistorikerInnen bestehenden Diskurs nach dem historischen Wert von subjektiven Erinnerungszeugnissen und der damit verbundenen Frage nach der „Wahrheit“ von Erinnerung kurz einzugehen, ist festzuhalten, dass es mehrere Faktoren gibt, die lebensgeschichtliche Zeugnisse kennzeichnen: Der Zeitpunkt des Erzählens und der jeweilige Entstehungskontext haben Auswirkungen auf den Erzähler, nämlich darauf, was erzählt wird und was nicht erzählt wird.<sup>13</sup>

Auch spätere Informationen und neue historische Details, insbesondere aber auch der gegenwärtige politische und gesellschaftliche Diskurs in Hinblick auf die Aufarbeitung der NS-Zeit beeinflussen die Erinnerung und somit die autobiographischen Zeugnisse.<sup>14</sup>

*Dieter Janik* bezeichnet den Vorgang des Erzählens als besonderen „Modus der Aktualisierung von Vergangenheit als neue Gegenwart“<sup>15</sup> und konstatiert: „Wo erzählt wird und Erzähltes aufgenommen wird, findet Weltvergangenheit als neue Weltgegenwart statt. Dieser Prozeß kann auch so beschrieben werden, daß

reichisch-jüdische Lebensgeschichten aus der Habsburgermonarchie (1999) 127.

13 Vgl dazu *Meissner* (FN 3) sowie *Karin Stögner*, *Lebensgeschichtliche Interviews und die „Wahrheit der Erinnerung“* – Einige Überlegungen zum Mauthausen Survivors Documentation Project (MSDP), in: *Eleonore Lappin/Albert Lichtblau* (Hrsg), *Die „Wahrheit“ der Erinnerung – Jüdische Lebensgeschichten*, Studien-Verlag (in Druck).

14 Vgl dazu die Beiträge von *Michaela Raggam-Blesch*, „Being different in a world where being different was definitely not good“ – Jüdische weibliche Identitätskonstruktionen in autobiographischen Texten, sowie *Maria Ecker*, „Ich habe erst viel später erfahren, dass das Mengele war...“ Falsche Erinnerungen in mündlichen Zeugnissen von Holocaust-Überlebenden, beide in: *Eleonore Lappin/Albert Lichtblau* (Hrsg), *Die „Wahrheit“ der Erinnerung – Jüdische Lebensgeschichten*, Studien-Verlag (in Druck).

15 *Dieter Janik*, *Zum Verhältnis von ‚Redeformen‘ und ‚Sachverhalten‘ der erzählten Wirklichkeit*, in: *Eberhard Lämmert* (Hrsg), *Erzählforschung: Ein Symposium* (1982) 98 ff (99).

ein Ereignis- und Sinnzusammenhang, der bestimmten, unverrückbaren geschichtlichen Koordinaten verhaftet ist, nun eine gegenwärtige Sinngestalt erhält.“<sup>16</sup>

Da Geschichte folglich mit jedem Augenblick neu geschrieben, neu wahrgenommen und konstruiert wird, wirft sie *vice versa* auch „gerade durch diese Praxis jeden Moment neues Licht auf die Verhältnisse in der Gegenwartsgesellschaft selbst.“<sup>17</sup>

*Stögner* sieht den Erinnerungsvorgang als eine Art Übersetzungsprozess an, nämlich des Vergangenen in Gegenwärtiges, der ihrer Meinung nach schon durch den an den gegenwärtigen Sprachgebrauch angepassten schriftlichen Ausdruck entsteht, da sich dieser vom Sprachgebrauch der Vergangenheit unterscheidet und so „bewirkt, dass das Vergangene in stets veränderter, transformierter Form ins gegenwärtige Leben sowohl der Erzählenden als auch der Zuhörenden Einzug hält.“<sup>18</sup>

## Lebensgeschichten und ihr Beitrag für das kollektive Gedächtnis

„Vorurteile und Ressentiments lassen sich durch [...] Geschichten abbauen“, schreibt *Nossrat Peseschkian* in Bezug auf transkulturelle Geschichten, die in der von ihm gegründeten Positiven Psychotherapie Anwendung finden, und ist davon überzeugt, dass „Geschichten ein entscheidender Ansatz sein [können] zu einer breiten Veränderung des Bewußtseins, die ihrerseits Voraussetzung ist für Veränderung in Politik, Wirtschaft und Umweltverhalten.“<sup>19</sup>

In gleichem Maße können Lebensgeschichten wesentlich zu einer gesell-

16 *Janik* (FN 15) 99.

17 *Stögner* (FN 13).

18 *Stögner* (FN 13).

19 *Nossrat Peseschkian*, *Der Kaufmann und der Papagei. Orientalische Geschichten in der Positiven Psychotherapie* (2006) 8.

schaftlichen Bewusstseinsbildung beitragen, denn nichts vermag den Zugang zur Vergangenheit besser zu erschließen als ein in die literarische Gattung der Lebensgeschichte gegossenes Schicksal. Es eröffnet sich dem Leser ein Tor zu einer vergangenen Lebenswelt, in dem das persönliche Schicksal in den Kontext der historischen und politischen Gegebenheit gestellt wird. Die Lebensgeschichte vermittelt somit zwar die subjektive Betrachtungsweise des Autobiographen, aber gerade dieser personalisierte Zugang zur Geschichte ermöglicht einen facettenreichen und lebendigen Einblick in die dort beschriebenen Ereignisse und die Zeit, wie sie Geschichtsbücher, die über die Darstellung von reinen historischen Daten und Sachverhalten nicht hinausgehen, nicht bieten können.

„[...] ich persönlich gehe, seit ich hier [im Nationalfonds] arbeite, auch anders durch Wien, d.h. Wien ist für mich teilweise eine Kartographie von arisierten Häusern. [Ich weiß,] hier ist das passiert und das passiert, also die Dinge sind [durch die Kenntnisse der Lebensgeschichten] anders besetzt. Mein Bezug zur Stadt hat sich verändert, auch mein Bezug zu Ös-

terreich. Ich habe auch viel erfahren, was über die Zeit nach 1945 hinaus geht, wie der Umgang [mit den Opfern] nach dem Krieg war [...]. Ich denke, dass meine Sicht eine Spur lebendiger geworden ist. Ich habe unheimlich viele Lebensgeschichten gehört, von Anfang bis fast zum Ende [...] und ich habe das Gefühl, ich habe sehr viel über den Menschen lernen dürfen, was das Leben mit den Menschen macht und wie unterschiedlich auch verschiedene Menschen mit dem Erlebten umgehen. [...] Es gibt genug Dinge [Dokumentationen, Berichte], die von den Fakten her genauso viel Wertvolles beinhalten, aber das, was menschlich damit verbunden ist mit so einem Wissen, auch wozu Menschen fähig sind – diese Vorstellung ist ja heute vielleicht nicht mehr so bewusst –, ich finde, so etwas müsste man [...] weitervermitteln, schon alleine um zu verhindern, dass ähnliche Geschehnisse wieder passieren. Und das kann man nicht nur mit historischen Fakten, weil diese [alleine] sind farblos. Das kann man vielmehr, wenn man die menschlichen Komponenten mitvermittelt, denn die sind zeitlos.“<sup>20</sup>

20 Interview Lanzrath (FN 11).

Da die Kenntnis der Vergangenheit ein für die Gestaltung der Zukunft bestimmender Faktor ist, hat der Nationalfonds anlässlich des 70. Jahrestages der Annexion Österreichs auf seiner Homepage ([www.nationalfonds.org](http://www.nationalfonds.org)) die Möglichkeit zur Publikation von bisher noch unveröffentlichten lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen geschaffen. Jeden Monat sollen hier weitere Lebensgeschichten der interessierten Öffentlichkeit vorgestellt werden, um den gesellschaftspolitischen Diskurs in Hinblick auf die Vergangenheit durch die Kenntnis dieser persönlichen Lebenszeugnisse von Betroffenen wach zu halten und zu bereichern, denn:

„Die Tür der Zukunft ist geschlossen [...]. Und das ist es, was die Erzählung möglich macht sowie alles, was die Erzählung voraussetzt: Die Offenheit der Zukunft, die Unabänderlichkeit der Vergangenheit und die Möglichkeit effektiver Handlung.“<sup>21</sup>

21 Danto (FN 7) 659.



# LEBENSGESCHICHTEN

## Erika Nemschitz

### Selbst Erlebtes aus einer schrecklichen Zeit

*Frau Nemschitz wurde im Jänner 1932 in Wien geboren. Ihr Vater war Jude.*

Man suchte im Jahre 1937 für die Optik einer fahrbaren Riesenkamera ein Kindergesicht. Meine Tante war bei Herlango beschäftigt, und so wurde ich für eine Photoserie eingeladen. Mein Aussehen sagte den Verantwortlichen zu, und man machte die nötigen Aufnahmen. Das Bild wurde dann in die Optik montiert und fuhr zu Reklamezwecken durch Wien. Nach 1938 wurde die Riesenkamera nach Deutschland gebracht und machte auch dort Reklame. Die für Deutschland Verantwortlichen, die größtenteils Parteigenossen waren, anderes war damals kaum möglich, ahnten nichts davon, dass das süße Wiener Kind, das sie aus der Optik anlächelte, nicht den Nürnberger Gesetzen entsprach (Abb. 1). Ein Aprilscherz des Schicksals!

Im Jahre 1938 erhielt meine Mutter eine Vorladung. Man schlug ihr auf diesem Amt vor, sich von meinem Vater zu trennen und zu behaupten, ich wäre nicht das Kind dieses Vaters. Mutti wäre lieber

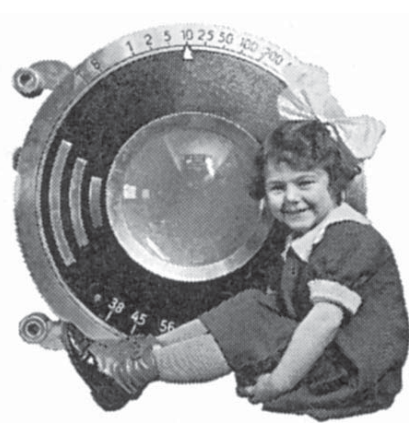


Abb. 1. Erika Nemschitz wirbt als Kind für Herlango (© Privataarchiv Erika Nemschitz)



Abb. 2. Erika Nemschitz mit Mutter Hermine und Vater Friedrich Nemschitz (© Privataarchiv Erika Nemschitz)

mit meinem Vater bis ans Ende der Welt gegangen oder hätte bei Wasser und Brot mit ihm gelebt (so ihre Aussage), als diesem Ansinnen zuzustimmen. Man hätte es lieber gesehen, dass ein deutsches Mädchen auch ein leichtes Mädchen gewesen wäre, als dass es einem Juden die Treue hält (Abb. 2).

Mein Vater und ich hatten das Glück, durch unsere „arische“ Gattin bzw Mutter einen gewissen Schutz zu genießen. Dieser Umstand trug mir nach 1945 oft von Glaubensgenossen die Bemerkung ein, ich könnte ja nicht von Verfolgung reden, denn ich wäre erstens nicht im KZ gewesen und hätte zweitens nicht die Heimat entbehren müssen. Nun, vielleicht hätten wir manchmal gerne die Heimat entbehrt und wären nicht fast jede Nacht vom Klang der Haustorklingel aus dem Bett gescheucht worden. Das spielte sich dann folgendermaßen ab: Papa sprang aus dem Bett, packte seine Kleidung und verschwand in Richtung Dachboden, während ich mein Bettzeug in den Bettzeugraum meines Bettes stopfte und in Papas Bett übersiedelte. Wäre jemand gekommen, hätte Mama behauptet, Papa wäre abends nicht nach

Hause gekommen. Wenn alles ruhig blieb, kehrten wir wieder in unsere Betten zurück. Dieses „Spiel“ wiederholte sich manche Nacht öfters.

Eines Morgens betrat unsere Lehrerin Frau B. – eine fanatische „Nazisse“ – die Klasse. Kaum hatten wir uns nach der Begrüßung niedergesetzt, als sie mich aufrief. Ich erhob mich, und es folgte einer der demütigendsten Augenblicke meines Lebens. Vor versammelter Klasse erklärte sie mir, dass ich nicht würdig wäre, mit „arischen“ Kindern die Schule zu besuchen. Ich möge meine Sachen zusammenpacken und die Klasse verlassen. Ich tat, wie mir geheißen, zog meinen Mantel an und schlich wie ein geprügelter Hund aus der Klasse. Es muss ihr ein besonderes Vergnügen bereitet haben, da ich außerdem Klassenerste war. Ich stieg die Treppen hinunter und wollte die Schule verlassen, als sich die Türe der Direktion öffnete und Oberlehrer C. mich zu sich winkte. Er schloss hinter mir die Türe und versuchte mich mit den Wörtern zu trösten: „Weine nicht, auch das wird vorbeigehen.“ Auch er trug das Parteiabzeichen, aber auch er war einer der Wenigen, die sich unter dem Abzeichen

ein menschliches Herz bewahrt hatten. Ich besuchte dann noch ein Jahr lang die „Mischlingsschule“ in der Grüngasse 14 im 5. Bezirk. Der tägliche Schulweg war, trotz der Begleitung durch meine Mutter, ein Spießrutenlauf. Ich durfte ja als Sternträgerin nur die letzte Plattform der Straßenbahn benutzen. Die Schule wurde mit dem Ende des Schuljahres geschlossen. Man versuchte, uns der Verblödung preiszugeben. Es fanden sich aber Menschen, die das zu verhindern wussten. Ein „getaufter“ Schulkollege, der auch Ministrant war, und ich erhielten von Schwestern des Herz-Jesu-Klosters auf der Landstraße Unterricht in Deutsch, Englisch und Mathematik. Da der normale Unterricht durch die Bombenangriffe auch sehr mangelhaft war, fiel mir der Wiedereinstieg in den Schulbetrieb nach 1945 nicht schwer.

Am 13. Mai 1941 wurde mir der Name Sara verliehen. Die Art und Weise muss nicht angenehm gewesen sein. Die Erinnerung setzt erst wieder ein, als ich mit meiner Mutter auf der Donaukanalbrücke stand und auf den Wagen der Linie O wartete. Ich blickte in den Fluss und meinte, dass es für alle besser wäre, da hineinzuspringen. Meine Mutter riss mich an sich und hielt mich fest. Was so eine Bemerkung für eine Mutter bedeutet, kann man erst verstehen, wenn man selbst Mutter ist. Wir stiegen dann in die Straßenbahn ein, und meine Mutter bekam einen Sitzplatz. Sie zog mich an sich, als sich eine Volksgenossin bemüßigt fühlte, sich über meine Anwesenheit aufzuregen. Ein Arbeiter, der daneben stand, fauchte sie an und meinte, dass ein Kind nichts für seine Herkunft könne. Da, durch den Mut des Mannes ebenfalls ermutigt, einige Leute auch Stellung gegen sie nahmen, stieg sie bei der nächsten Station aus. Diese Episode zeigt, dass es auch Menschen gab, die trotz der Gefahr, in die sie sich begaben, nicht schwiegen und wegsahen.

Nun kam während des Krieges wieder einmal die Weihnachtszeit, und es gab nicht mehr viel zu kaufen, womit man

Kindern Freude bereiten konnte. Da kam mein Vater auf die (von vielen Bekannten mit Kopfschütteln bedachte) Idee, aus Holzbrettern Kinder-spielzeug herzustellen, um es den Kindern im Haus, deren Väter an der Front waren, zu schenken (auch wenn uns besagte Väter oft übel mitgespielt hatten). Mein Vater meinte nur: „Die Kinder können ja nichts dafür!“ Wir schlifften also die Bretter glatt und schnitten Tiere zum Nachziehen und Teile von Puppenwiegen, die wir dann zusammensetzten, aus. Die fertigen Wiegen durfte dann ich mit meiner Stricknadel mit Brandmalerei verzieren. Meine Mutter, von Beruf Schneiderin, nähte Bettzeug, und aus Nüssen, die mit Stoff überzogen wurden, verfertigten wir kleine Puppenköpfe, die wir mit einem Körper ohne Arme und Beine verbanden. Als alles fertig war, brachte meine Mutter die Spielsachen zu den Müttern der Kinder. Mein Vater hielt sich im Hintergrund. Auf meine Frage, warum er das alles tue und das Böse, das man uns antat, mit Gutem vergalt, gab er mir einen Satz mit auf meinen Lebensweg, der für mich zum Evangelium wurde: „Wenn du alles im Leben vergisst, eines darfst du nie vergessen – dass du Mensch bist!“

**Peter Feldmann**

### Das Wunder des Überlebens

*Herr Feldmann wurde am 27. August 1925 in Wien als Sohn von jüdischen Eltern geboren.*



Abb. 3. Karl, Agathe und Peter Feldmann, Wien 1935  
(© Privatarchiv Peter Feldmann)

Am 13. März 1938, dh am Tag des „Anschlusses“, war ich, zwölfjährig, am Piaristengymnasium in Wien. Von dort wurde ich, da Jude, wenige Tage nach dem „Anschluss“ hinausgeworfen und bis zum Ende des Semesters in ein rein jüdisches Gymnasium im 2. Bezirk, Zirkusgasse, versetzt. Von September bis zu meiner fluchtartigen Ausreise aus Wien musste ich dann eine Hauptschule in Mariahilf (Stumpergasse) besuchen.

Mein Vater, Dr. Karl Feldmann, war zur Zeit des „Anschlusses“ Direktionsrat und Personalschef der 1. Donaudampfschiffahrtsgesellschaft in Wien und zugleich beisitzender Richter beim Landesgericht (Abb. 3). Aufgrund seiner Stellung sowie aufgrund seines jüdischen Glaubens wurde er bereits am 16. März, also knapp drei Tage nach dem „Anschluss“, verhaftet und war vier Monate an verschiedenen Stellen in Wien (Karajangasse, Landesgericht, Elisabethpromenade) in Schutzhaft.



Er war bereits, wie wir später erfuhren, für Dachau vorgesehen, aber es geschah ein Wunder. Meine Mutter und ich hatten anlässlich eines Skiurlaubs 1937 in Gröbming im Ennstal eine Familie aus Graz kennen gelernt. Der Mann dieser Familie, der zunächst nicht geahnt hatte, dass wir Juden waren, begegnete zufällig meiner Mutter im August 1938 vor dem Gestapogebäude, er in voller SS-Uniform eines hohen Funktionärs der Gestapo. Er fiel aus allen Wolken, als meine Mutter ihm ihr Leid klagte, und versprach, sich für meinen Vater einzusetzen. Und tatsächlich, zwei Tage später, war mein Vater auf freiem Fuß, musste sich jedoch ab dann täglich beim Bezirkskommissariat Hernals melden, bis man ihm im November, am Tag nach der „Kristallnacht“, nahe legte, schleunigst ins Ausland zu verschwinden, „andernfalls würde er wieder eing'nah't“, wie sich der Polizeibeamte ausdrückte. Meine Eltern und ich verließen Wien fluchtartig Anfang Dezember 1938 und lebten neun Monate lang in Holland bei unseren dortigen Verwandten. Da jedoch mein Vater keine Arbeitsbewilligung in diesem Land bekam und wir dort nur eine beschränkte Aufenthaltsbewilligung hatten, mussten wir uns um ein anderes Land umsehen. Das war Chile, wo ein Freund unserer Familie, der seit mehreren Jahren in Santiago ansässig war, uns die Einreise verschaffte (Abb. 4).

Wir verließen Holland Ende August 1939, um in La Rochelle, Frankreich, das Schiff „Reina del Pacifico“ der Pacific Steam Navigation Co. zu besteigen. Inzwischen brach der Krieg aus, das Schiff wurde für Kriegszwecke requiriert und meine Eltern und ich wurden für mehrere Monate in einem Durchzugslager in Montguyon, Südfrankreich, interniert. Es gelang uns jedoch, da wir gültige Passagen besaßen, mit Intervention des internationalen jüdischen Hilfsvereins und der Pacific Steam Navigation Co., die noch ein letztes Schiff in Liverpool zur Verfügung stellte, nach vier Monaten aus Europa fortzukommen, und so gelangten wir Mitte Januar 1940 nach Chile, ab dann unserem ständigen Wohnsitz.

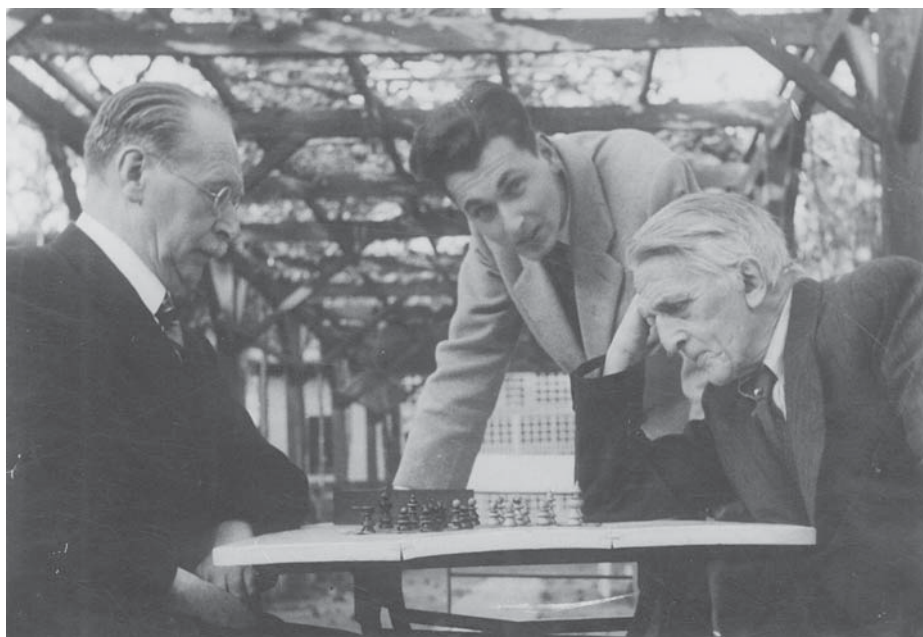


Abb. 4. Schachpartie in den Vierziger Jahren zwischen Dr. Karl Feldmann (Vater) und Prof. Dr. Nikolai, Sohn Peter Feldmann sieht zu, Santiago 1945  
(© Privatarchiv Peter Feldmann)

Zu bemerken ist, dass wir gezwungen waren, mit nur 10,- Reichsmark pro Kopf in der Tasche auszureisen. Unser gesamtes Hab und Gut hatten wir in einem Lift, der nach Hamburg zwecks Verschiffung nach Chile abgegangen war, aber bei Anbruch des Krieges dort stecken blieb und schließlich zugunsten des Deutschen Reichs zwangsversteigert worden ist. Geld im Ausland hatten wir keines, hatten alles verloren, was wir in Wien besaßen, und mussten nun in einem fremden Land mit nichts anfangen, um uns einen Lebensunterhalt zu finden. Am Anfang waren wir gezwungen, von Unterstützung zu leben. Hart für meinen Vater, der damals bereits 56 Jahre alt und fast pensionsreif war und auf 30 Dienstjahre bei der DDSG in Wien zurücksah. Schmerzlich auch für mich war der Umstand, dass ich als einziger unserer Familie nicht studieren konnte, weil dies ein Luxus war, den ich mir nicht leisten konnte. Es waren Jahre der Not und Armut, aber wir hatten ein besseres Los gezogen als 36 Mitglieder unserer Familie, die im Laufe der Hitlerzeit in diversen KZ-Lagern (Theresienstadt, Bergen-Belsen, Auschwitz) umgekommen sind.

Trotz all dem sind wir, meine Eltern und ich, Österreich stets treu geblieben, haben auch niemals unsere österreichische Staatsbürgerschaft aufgegeben. Ein Regime, angeführt von einem Mann aus Braunau am Inn, konnte viele meiner Familienangehörigen ermorden, aber unser Österreichtum auslöschen konnte das Regime nicht, und ich hatte das Glück, zu überleben (Abb. 5).

**Rosa W.\*<sup>1</sup>**

### Wir haben nur Eier gesucht ...

*Frau W. wurde 1933 als sechstes von insgesamt zehn Kindern in Kärnten geboren. Ihre Eltern waren Kärntner Slowenen.*

Mein Vater war ein kleiner Bauer mit fünf, sechs Stück Vieh, zwei Ziegen, drei bis vier Schweinen und Hühnern. Als der Krieg begann und sich in unseren Gräben der Widerstand gegen Hitler regte, wurde unsere Familie ein wichtiger

<sup>1</sup> Die mit Sternchen (\*) gekennzeichneten Namen sind frei erfunden, um die Anonymität der betreffenden Personen zu wahren.



Abb. 5. Familie Feldmann gegenwärtig in Santiago; Peter Feldmann 2. v. l., Santiago 2007  
(© Privatarchiv Peter Feldmann)

Punkt in dieser Widerstandsbewegung. Die Partisanen kamen oft mehrmals in einer Nacht vorbei. Oft kam ein ganzes Bataillon mit etwa 100 Partisanen vorbei. Meine Mutter verköstigte sie, soweit sie nur konnte. Sie backte Brot, kochte ihnen Kartoffelsuppe, Milch und Sterz.

1942/43 ging ich gemeinsam mit meinem um ein Jahr jüngeren Bruder auf die Tenne Eier suchen. Plötzlich sprangen aus dem Heu sieben SS-Leute und beschuldigten meinen Bruder und mich, die Partisanen mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Es war jemand darunter, der auch slowenisch sprach. Bis dato habe ich das Wort „Partisanen“ noch nie gehört, und ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Wir weinten und sagten, dass wir nur Eier suchen, da uns dies die Mutter aufgetragen habe. Die Deutschen drohten meinem Bruder, sie werden ihn aufhängen, sollte er nicht sagen, ob und wie oft die Partisanen kommen. Der Bruder sagte wahrheitsgemäß, dass er nichts wisse, und daraufhin banden sie ihm die

Füße mit einem Strick zusammen und zogen ihn mit dem Kopf nach unten in die Höhe. Er schrie fürchterlich, und ich weinte. Danach nahmen sie auch mich und hängten auch mich mit dem Kopf nach unten auf. Mir kam es vor, als wären wir eine Ewigkeit so dagehangen. Natürlich haben wir nichts verraten, da wir auch nichts gewusst haben. Erst als draußen die Mutter nach uns rief, ließen sie uns frei und verschwanden in den Wald. In der Nähe unseres Hauses gab es einige Bunker, in denen sich Partisanen versteckten. Die Kuriere kamen immer wieder zu uns, die Mutter gab ihnen zu essen, sie wusch und flickte ihnen die Kleider. Oft war es so, dass für uns nichts mehr übrig blieb und wir oft hungern mussten.

Eines Tages, als die Eltern nicht da waren und wir Kinder uns alleine in der Stube aufhielten, kam die SS mit gewaltigem Krach ins Haus. Die schwarzen Männer polterten an die Tür und schrien: „Wo sind Partisanen?“ Meine jüngste Schwes-

ter – sie konnte noch nicht richtig gehen – stand bei der Bank neben dem Backofen und hielt sich an der Bank fest. Aus Angst fiel sie plötzlich zusammen und wurde im Gesicht blau wie eine Zwetschke. Außerdem zuckte sie an den Armen und Beinen, sie erlitt einen Anfall. Die SS-Leute kümmerte das wenig. Als sie sahen, dass sich nur Kinder in dem Raum aufhielten, gingen sie schreiend wieder hinaus. Wir aber wussten nicht, was tun wegen der Schwester, die nicht ansprechbar war, bis die ältere Schwester zum Nachbarn lief und dieser den Arzt holte. Der empfahl uns, ein feuchtes Tuch um sie zu legen wie ein Zelt. Er gab ihr aber keine großen Überlebenschancen. Wir dachten, sie stirbt. Nach einigen Stunden kam sie wieder zu Bewusstsein, war aber noch immer nicht ansprechbar. Sie wurde nie mehr so, wie sie vorher war.

*Die Schwester von Frau W. hat nie mehr richtig sprechen gelernt. Am Sterbebett hatte Frau W. ihrer Mutter versprochen, auf ihre kleinere Schwester zu achten, solange diese leben würde. Frau W. selbst leidet bis heute an wiederkehrenden Angstträumen.*

### Alfred Wagner

### Jugend hatte ich keine

*Herr Wagner wurde am 24. September 1943 als uneheliches Kind in Wien geboren. Seine Eltern konnten – da sein Vater Jude war – damals nicht heiraten, und so wurde die Ehe erst 1945 nach dem Krieg geschlossen.*

Nach der mörderischen Ideologie der damaligen Regierung waren Kinder wie ich unerwünscht, und entsprechend versteckt wurde ich auch damals in Wien gehalten.

Durch die furchtbaren Lebensbedingungen sowie durch Licht- und Vitaminmangel erkrankte ich im Säuglingsalter an Rachitis, an deren Folgen ich noch heute leide. Es ist mir nämlich eine Ver-



krümmung der Wirbelsäule und ein etwas deformierter Brustkorb, ein so genannter rachitischer Rosenkranz, geblieben. Beim Schreiben mit der rechten Hand habe ich Schwierigkeiten, da ich die Hand nicht richtig halten kann, weshalb ich früher oft ausgelacht wurde.

Die Nachkriegszeit war für mich ganz besonders traurig. Zwar hatten meine Eltern gleich nach dem Krieg geheiratet, doch war mein Vater infolge der Umstände in der Nazi-Zeit arbeitsunfähig, und auch meiner Mutter ging es nicht gut. Für ein Kind wie mich eine furchtbare Situation. Wir lebten von der Fürsorge mehr schlecht wie recht. In der Wohnung im 15. Bezirk, die noch von den verstorbenen Eltern meiner Mutter stammte, gab es keinen elektrischen Strom. In der Schule war ich der einzige, der am Abend bei einer Petroleumlampe zu Hause seine Schulaufgaben machen musste.

Damals war ich ziemlich unterernährt, und im Winter wurde auch bei großer Kälte oft nicht geheizt. Meine kaputten Eltern waren auch gar nicht in der Verfassung, mich richtig zu versorgen und zu erziehen. Dadurch hatte ich es in der Schule sehr schwer. Ich war durch die schlimmen Verhältnisse einfach in meiner Entwicklung zurück und wurde dazu noch von den Leuten ausgelacht. Bemerkungen wie: „Der muss dem Hitler durch den Rost gefallen sein“, und andere Stichelein hörte ich nicht selten.

Jugend hatte ich keine. Nach der Arbeit war ich immer zu erschöpft, um noch etwas zu unternehmen.

Privat lebe ich ganz allein und sehr zurückgezogen, quasi in innerer Emigration, und will nur meine Ruhe haben. Im Urlaub erhole ich mich bei einsamen Bergwanderungen und versuche zu vergessen.

Ich habe die Hoffnung nie aufgegeben, vielleicht doch noch im neuen Jahrtausend eine Geste der Gerechtigkeit und Anerkennung zu erleben.

## Maria Gabrielsen

### Die Asche von verbrannten Menschen

*Frau Gabrielsen wurde am 3. Jänner 1934 in Wien geboren. Ihr Vater war Jude.*

Obwohl meine Mutter nicht Jüdin war, wurde ich als jüdisches Kind klassifiziert und musste den Davidstern tragen. Mein Vater und wir Kinder – wir waren sieben Geschwister – wurden von unserer eigenen Mutter politisch angezeigt. Nach drei Jahren im Kinderheim in Wien kam ich mit meinen Geschwistern ins KZ Theresienstadt. Ich erhielt keine normale Schulausbildung. Was ich besaß, wurde mir genommen. Im Winter musste ich nach gefallenen Kastanien im Schnee suchen. Dadurch erfroren mir Hände und Füße, und ich zog mir eine ernste Lungenkrankheit zu. Eine andere Arbeitsaufgabe für uns Kinder bestand darin, die Asche von verbrannten Menschen in Schachteln zu schaufeln.

Nach Kriegsende kam ich zurück nach Wien, zu Pflegeeltern, immer auf Suche nach meiner Familie. Ich erfuhr, dass mein Vater in Auschwitz vergast worden war. Mit 13 Jahren kam ich dann zur Erholung nach Norwegen und habe hier meine neue Heimat gefunden (Abb. 6).



Abb. 6. Maria Gabrielsen 1951  
(© Privatchiv Maria Gabrielsen)

Die Mutter von Maria Gabrielsen, Rosa Schwarz, musste sich 1946 für ihre Tat vor dem Volksgericht in Wien verantworten. Sie wurde nach § 3 (Verbrechen der Quälereien und Misshandlungen), § 4 (Verbrechen der Verletzung der Menschlichkeit und der Menschenwürde) und § 7 (Verbrechen der Denunziation) des Kriegsverbrechergesetzes angeklagt und in allen Punkten bis auf den Vorwurf der Denunziation ihrer beiden älteren Kinder Erwin und Hilda für schuldig befunden und zu fünf Jahren schweren Kerkers [...] verurteilt.

*Im März 1938 lebte das seit 16 Jahren verheiratete Ehepaar Schwarz – Rosa war Strohhutnäherin, Michael Schneider – mit sieben Kindern in äußerst bescheidenen Verhältnissen in einer Simmeringer Barackensiedlung. Nach dem Anschluss verschlechterte sich das Verhältnis zwischen den Eheleuten; Rosa Schwarz, die bei der Hochzeit zur jüdischen Religionsgemeinschaft übergetreten war, wollte nicht länger mit einem Juden verheiratet sein. Der Vater von Maria Gabrielsen wurde zu Zwangsarbeiten in Steyr herangezogen, die Mutter begann ein Verhältnis mit einem Nationalsozialisten und verwehrte ihrem Mann Zutritt zur gemeinsamen Wohnung. Rosa Schwarz bedrohte und beschimpfte ihren Mann und die Kinder, wie Nachbarn später bezeugen konnten. Michael Schwarz wurde von seinen älteren Kindern heimlich besucht und mit Lebensmitteln und frischer Wäsche versorgt. Schließlich denunzierte Rosa Schwarz ihren Mann wegen vermeintlicher früherer antinazistischer Aktivitäten und brachte ihre fünf jüngeren Kinder in ein Heim der Israelitischen Kultusgemeinde. Die beiden älteren Geschwister Hilda und Erwin wurden wegen Nichttragens des „Judensterns“ zu mehreren Wochen Polizeiarrest verurteilt und kamen danach gemeinsam mit den anderen Geschwistern nach Theresienstadt, wo durch ein unglaubliches Glück alle sieben Kinder überlebten.*

*Nach der Verbüßung ihrer Strafe stellte Rosa Schwarz bei der Opferfürsorge zweimal einen Antrag auf Haftentschädigung*



Abb. 7. Vater Michael Schwarz  
(© Privataarchiv Maria Gabrielsen)

nach ihrem ermordeten Mann Michael Schwarz (Abb. 7)!<sup>2</sup>

Maria Gabrielsen ist heute als Zeitzeugin aktiv und begleitet Gruppen und Schulklassen beim Besuch von ehemaligen Konzentrationslagern (Abb. 8 und 9).

nis widerfuhr: Der Bauer, bei dem ich als Kind zur Zwangsarbeit gezwungen wurde, wollte mich in einem Wassertrog ertränken: Fröhlich trieb ich seine Kuhherde auf das Feld. Ich sollte die Kuhherde des Bauern (ca 15 Kühe) auf dem frisch abgemähten Weizenfeld halten, was jedoch unmöglich war, da neben dem Feld ein Kleefeld war. Stundenlang versuchte ich, die Kühe von dem Feld fernzuhalten, was mir jedoch nicht gelang, da ich ohne Schuhe war und meine Füße schon blutig von den Stoppeln waren. Da alle Bauern der Umgebung gemeinsam auf unserem Hof am Weizendreschen waren (oft die ganze Nacht), wurde ich erst, als sie mit dem Dreschen fertig waren, von einem Polen namens Julius abgeholt. Aus der Sicht des Bauern wäre es natürlich eine Katastrophe gewesen, da die Kühe durch den vielen Klee hätten kaputt gehen können. Als wir mit den Kühen den Hof erreichten, sah der Bauer sofort dieses Unheil. Er tauchte mich immer und immer wieder in diesen Wäschetrog, zwischendurch musste ich immer wieder zur Bäuerin, die mich laufend ins Gesicht geschlagen hat. Dann musste ich wieder zum Bauern, der mich wieder untertauchte. Und so ging

es stundenlang hin und her, bis der Pole Josef reinkam und sagte, dass es den Kühen wieder besser gehe. Da haben sie endlich aufgehört. Die Folgen dieses Ereignisses bekomme ich täglich zu spüren: Ich kann keine Flüssigkeit zu mir nehmen, ohne dass ich Angst habe, mich zu verschlucken. Durch die vielen Schläge auf meine Ohren habe ich ein ständiges Summen in den Ohren. Nachts springe ich ständig aus dem Bett, weil ich träume, dass ich ertrinke.



Abb. 8. Maria Gabrielsen heute  
(© Privataarchiv Maria Gabrielsen)

### Hubert Amberger

#### Er tauchte mich immer und immer wieder in diesen Wäschetrog ...

Herr Amberger wurde am 1. Dezember 1934 in Untermeislingen/NÖ geboren. Von November 1940 bis April 1945 war er mit seiner Familie im „Zigeunerlager Lackenbach“, wo er auf einer benachbarten Landwirtschaft Zwangsarbeit leisten musste.

Ich möchte noch anmerken, dass mir gegen Kriegsende ein traumatisches Ereignis

<sup>2</sup> Siehe Herbert Dohmen und Nina Scholz, Denunziert. Czernin Verlag, Wien 2003. Das Buch befasst sich mit dem Prozess gegen Rosa Schwarz, der Mutter von Maria Gabrielsen, und basiert hauptsächlich auf damaligen Vernehmungsprotokollen.



Abb. 9. Maria Gabrielsen als Zeitzeugin mit Jugendlichen in Auschwitz (2. v. l.)  
(© Privataarchiv Maria Gabrielsen)



1968 habe ich den Bauern mit meiner Frau und meinen zwei Kindern besucht. Ich hoffte durch diesen Besuch, vielleicht durch ein Gespräch mit dem Bauern meine Probleme zu lösen. Anstelle eines Gesprächs oder vielleicht einer Entschuldigung bekamen meine zwei Kinder ein Schmalzbrot.

Sie dürfen mir glauben, dass meine Familie bis zum heutigen Tag nichts von dieser Geschichte wusste, da ich mit niemandem darüber sprechen wollte, wie über so manch andere Ereignisse aus dieser Zeit.

### Paul Porges

## 1938 und die folgenden Jahre aus der Sicht eines Sechsjährigen

*Herr Porges wurde am 14. Mai 1932 in Spittal/Drau geboren. Der Vater von Herrn Porges war Jude.*

Mein Vater hatte 1938 als praktischer Arzt eine sehr gut gehende Praxis, die er aufgeben musste, weil es Juden verboten war, „Arier“ zu behandeln. Er hatte 1929/1930 ein Einfamilienhaus mit Ordination in Spittal gebaut. Ab 1938 war der Besitz eines Hauses für ihn verboten. Das Haus wurde auf uns drei Kinder überschrieben. „Dankbare Patienten“ haben später eine Gedenktafel am Haus angebracht. Mein Vater ging nach Wien und war hier als „Krankenbehandler für Juden“ tätig. Den Dokortitel durfte er nicht mehr führen, sein Name wurde auf Walter Israel Porges geändert. Er hatte erst eine Ordination am Schlickplatz, später in der Schifffamtsgasse. Er konnte für sich selbst sorgen und kam auch immer wieder zu seiner Familie auf Besuch. Zuletzt habe ich ihn im Sommer 1943 gesehen. 1938 wurde das Haus bis auf zwei Räume plus Küche an den Reichsnährstand (die NS-Version der Landwirtschaftskammer) vermietet. Für meine Mutter und die drei unversorgten Kinder waren die Mieteinnahmen vom Haus das

einzige Einkommen während der NS-Zeit, dh wir waren extrem arm. Hatte die Familie vor 1938 ein, zeitweise auch zwei Dienstmädchen und alle drei bis vier Wochen eine Wäscherin (das war damals in „bürgerlichen“ Familien so üblich und kein besonderer Luxus), so durfte meine Mutter jetzt den Koksofen, der einen Großteil des Hauses zentral beheizte, morgens ausräumen und neu füllen und tagsüber warten. Für diese Arbeit stand ihr das Recht zu, einen Heizkörper in unseren beiden Räumen mitlaufen zu lassen. Nach 1945 bekam meine Mutter eine Opferfürsorgerente, ein großer Fortschritt gegenüber vorher. Da wir Kinder zu Ausbildungszwecken nach der Reihe Spittal verlassen mussten, war die finanzielle Situation auch weiterhin sehr schwierig. Als so genannte Mischlinge ersten Grades waren wir von jeder höheren Schulbildung ausgeschlossen gewesen. Ich selbst war während der gesamten NS-Zeit – sieben Jahre lang – in die Volksschule gegangen.

Mein Vater wurde am 20. September 1943 verhaftet und auf die Rossauer Lände gebracht. Am 22. Mai 1944 wurde er nach Auschwitz überstellt. Sein letzter Brief ist vom 5. November 1944.

*Der 5. November 1944 war der 19. Geburtstag von Herrn Porges' älterer Schwester Bertha.\* Der erwähnte letzte Brief des Vaters von Herrn Porges aus Auschwitz – der im Absender als „Schutzhäftling Walter Isr. Porges, Nr. 174879, Block 2. K.L. Auschwitz“ bezeichnet wird – wird nachfolgend abgedruckt; Walter Porges wurde in Auschwitz ermordet.*

„Liebste Erna!

Heute ist nun Berthas Geburtstag, hofentlich sitzt Ihr alle jetzt gesund beim Mittagessen! Vor 19 Jahren fiel Schnee, hier ists heute sonnig und kalt. Ist Bertha noch reizbar und verschlossen oder spricht sie sich mit Dir aus über alles was sie bedrückt? Seit 1. 11. sind die neuen Mieter im Haus, wie lassen sie sich an? Hast Du die Küche im kleinen Gastzimmer oder im Gartenzimmer?

Dank für Brief, kam am 24., und für die vorzüglich zusammengestellten PackIn! Nr. 32 kam am 25. 10., 29 am 28., 31 am 30. 10. Alle vollständig. Lernt Paul das, was er angefangen hat, nicht mehr weiter? Wo habt Ihr so viele Kaninchen untergebracht? Grüße die Kinder, Bertha nochmals das Beste zum 5. 10., Dir herzl. Gruß und Kuß! Walter“

### Karoline B.\*

## „Kärntner, sprich deutsch!“

*Frau B. wurde im November 1935 als zehntes von insgesamt zwölf Kindern einer slowenischen Familie in Kärnten geboren. Ihr Vater war von Beruf Schuhmacher und besaß eine kleine Landwirtschaft.*

Mit dem Krieg verschlechterte sich die Lebenssituation der Familie. Obwohl meine Mutter zwölf Kinder gebar, erhielt sie kein Verdienstkreuz, da sie sich zur slowenischen Volksgruppe bekannte. Zwei meiner Brüder wurden zur Deutschen Wehrmacht einberufen. Mein Vater war schon seit dem Ersten Weltkrieg Invalide und blieb somit zu Hause.

1941 kam ich in die Volksschule. Zuhause wurde nur slowenisch gesprochen, und auf einmal war alles nur deutsch. Ich verstand kein Wort. Die Lehrerin nahm überhaupt keine Rücksicht auf uns Kinder, aber für jeden noch so geringen Fehler gab es Strafaufgaben. Ich musste nachsitzen und unzählige Male den Satz „Kärntner, sprich deutsch!“ schreiben. Nicht einmal in den Pausen durften wir Kinder miteinander slowenisch sprechen. Wenn die Lehrerin dies hörte, dann gab es immer Strafen. Sie erstattete auch Meldung dem Gauleiter, dass meine Geschwister und ich nur slowenisch sprechen. Unsere Mutter musste zu ihm nach Ferlach, und er drohte ihr, uns auszusiedeln, da er dachte, dass die Mutter uns verboten hat, deutsch zu sprechen.

Zuhause herrschte ein Mangel an Geld und Essen, und so mussten wir Kinder,

wenn es keinen Schulunterricht gab, zu den Nachbarn arbeiten gehen, um etwas zum Familienunterhalt beizusteuern. Meist war dies ein Stück Brot oder Mehl. Mit sieben Jahren habe ich Kühe und Schafe geweidet, auf den Wiesen gearbeitet, auf Kinder aufgepasst usw.

1942 wurden einige unserer Verwandten eingesperrt und danach ausgesiedelt. Meine Eltern fürchteten sich sehr, und diese Angst spürten auch wir Kinder.

Die Partisanen kamen immer wieder zu uns. Es gab ständig Hausdurchsuchungen durch die Polizei oder Gestapo. Sie verhörten uns und waren immer sehr grob. Einige Male musste die gesamte Familie sich im Hof aufstellen, und wir wurden mit den Gewehren im Anschlag bewacht. Die Gestapo aber durchsuchte das gesamte Hab und Gut. Nachts kamen die Partisanen und bei Tag die Polizisten. Die Partisanen wurden von uns bedient und die Polizisten/Gestapo bedienten sich selbst.

Ein Bruder meines Vaters flüchtete mit dem Beginn des Weltkrieges nach Jugoslawien, und als Hitler da einmarschierte, kam er heimlich über die Grenze zurück. Er versteckte sich bei uns auf der Tenne mindestens ein Jahr lang. Es gab Kontrollen durch die Polizei, sie waren immer auf der Suche nach ihm. Meine Eltern wurden immer wieder verhört, und sie fragten auch uns Kinder, ob wir den Onkel gesehen hätten. Die Eltern hielten dies auch vor uns kleinen Kindern geheim. Sie hatten Angst, wir könnten uns verplappern. Wenn man in diesem Jahr den Onkel entdeckt hätte, wäre es um uns alle geschehen gewesen. Mitte 1942 gelang es dann dem Onkel, Kontakt zu den Partisanen zu bekommen, und schließlich verließ er uns und ging zu den Partisanen. Im Dezember 1942 wurde er von der Gestapo festgenommen. Schließlich verurteilten sie ihn zum Tode, brachten ihn nach Wien und enthaupteten ihn am 29. April 1943.

Als man den Onkel festgenommen hatte, hatte man auch ein Tagebuch eines Parti-

sanen gefunden, in welchem stand, dass auch mein Vater die Partisanen unterstützte. Am 8. Dezember 1942 hat man meinen Vater verhaftet und in das Gestapo-Gefangenenhaus in Klagenfurt eingeliefert. Da wurde er malträtiert, und einige Male war er ganz blau am Körper. Als er während einer Bombardierung zur Strafe, weil er als Küchengehilfe die Kartoffelschalen gegessen hatte, nicht mit den anderen Häftlingen in den Keller durfte, erlitt er einen Nervenzusammenbruch. Von diesen Erlebnissen erholte er sich sein Leben lang nicht mehr. Meine ältere Schwester, die ihn jede Woche besuchte, erzählte uns, wie fertig er war. Ich war nur einmal bei ihm. Als er mich auf seinen Schoß nahm, versuchte ich ihm ein wenig Speck, welchen ich in der Rocktasche trug, zu geben. Aber ein Gestapomann saß uns vis-a-vis und beobachtete uns ununterbrochen. So schaffte ich es nicht, dem Vater diesen Speck zu geben. Der Vater zitterte ganz stark am ganzen Körper, und so auch ich mit ihm. Später machte ich mir Vorwürfe, dass ich ihm damals nicht helfen konnte.

*Bevor der Vater von Frau B. mit einem Häftlingstransport in ein KZ gebracht werden konnte, gelang es Frau B. und ihrer älteren Schwester, den zuständigen Gestapo-Beamten mit großen Mengen an Fleisch, Wurst und Schnaps zu bestechen. Der Vater von Frau B. konnte im Klagenfurter Gefängnis bleiben. Er wurde 1943 entlassen, hat sich psychisch aber nie mehr erholt.*

### **Margarethe Budroni**

#### **Der Masernmann**

*Frau Budroni wurde am 16. Mai 1935 in Wien geboren. Ihr Vater betätigte sich aktiv am Widerstand gegen den Nationalsozialismus.*

Meine Mutter Leopoldine, Hausfrau, und mein Vater Josef Zloch, beschäftigt bei den Bundesbahnen (bald Deutsche Reichsbahn), bauten ihrem einzigen Kind ein behütetes, liebevolles Nest, das mit

dem Drei-Königs-Tag 1942 jäh auseinander brach.

Vorbote dieser Katastrophe war für mich der „Masernmann“. Er war ein stiller, blasser Mensch, der nicht viel sprach und den ich auch nicht verstand, wenn er sprach. Er benutzte meine Couch im Wohnzimmer, war scheu und verschwand bei jedem Klopfen an der Tür ins elterliche Schlafzimmer.

Es war um die Weihnachtszeit 1941, und ich durfte keine meiner neuen Schulfreundinnen einladen. Ich wünschte ihn weit fort, was auch bald geschah. So plötzlich wie er gekommen, war er auch verschwunden. In mir stiegen Zweifel auf, ob ich denn doch geheime Zauberkräfte tief in mir hätte. Ernste Ermahnungen meiner Eltern, dass dieser Mensch unser „Familiengeheimnis“ sei, machten die ganze Sache noch beeindruckender. Bald darauf brachen bei mir ganz heftig die Masern aus, und mir wurde klar, dass er, den ich weggewünscht hatte, nicht nur der Verursacher meines hohen Fiebers sein könne, sondern auch allen anderen Unheils, das kurz darauf auf uns niederging.

Im Morgengrauen des 6. Jänner 1942 rissen mich nicht die Heiligen Drei Könige aus meinen Fieberträumen, sondern heftiges Klopfen und Rufen dreier Männer in Ledermänteln. Ich sah, wie sie schreiend meinen Vater aus dem Bett zertraten, auf ihn einschlugen, meine Mutter wegstießen und sie dabei stark aus der Nase zu bluten begann. Sie krepelten das Unterste unseres Mobiliars zuoberst. Ich lag auf der Couch im Wohnzimmer und zitterte zwischen Tuchent und Leintuch so sehr, dass meine Füße keinen Halt fanden. Dann beugte sich ein schrecklicher Schatten über mich, harte Finger ergriffen mich und schleuderten mich in eine Ecke. Diese Gestalt räumte buchstäblich mein Bett aus. Ob er nach meinem Teddy suchte, mit dem ich immer schlief? Dieser lag jetzt am Boden. Ich langte danach. Sein Fußtritt traf mich am Oberarm, ich hörte ihn schreien: „Na, Bankert, wo



habt ihr's versteckt?" Mir wurde klar, dass dies alles die schreckliche Rache des „Masernmannes“ war, und ich wimmerte diesen Namen aus tiefster Überzeugung. Zum Glück lag mein „Geständnis“ nicht auf der Ebene des Verstehens der Gestapo-Männer, und bald zogen sie ab – mein Vater mit ihnen.

Zurückgeblieben in dem Chaos waren ich, ein schluchzendes Elend, und eine laut weinende Mutter, die beim ziellosen Auf- und Abgehen plötzlich grauenhaft gallig-gelben Schleim mit weißen Papierbröckeln auf unseren Teppich erbrach. Ich fühlte mich schuldig. Auch sie bekam wahrscheinlich jetzt die Masern.

Heute weiß ich, dass mein Vater, in tschechischer und polnischer Sprache geprüft, als Zugsführer seinen Sprachkenntnissen gemäß diesen Reiserouten zugeteilt war und eine nicht unerhebliche Rolle in einer Untergrundbewegung der Eisenbahner innehatte, die zuerst jüdische Kinder, später auch einzelne Erwachsene aus Polen in von Deutschen unbesetzte Gebiete schaffte. Bei meinem „Masernmann“ hatte die Übergabe nicht mehr funktioniert, und er musste bei uns in Deckung gehen. Rechtzeitig vor dem Verrat gewarnt, konnte ihn Vater irgendwo verstecken. Sein Schicksal ist mir unbekannt geblieben. Die Gestapo hatte nach Unterlagen, als Bestätigung für diese Tatsachen, bei unserer Hausdurchsuchung gefahndet, jedoch nie gefunden, weswegen mein Vater bis zur Befreiung durch die Amerikaner in Dachau immer in „Untersuchungshaft“ gewesen ist und nie verurteilt wurde.

Viel später hörte ich meine Mutter schmunzelnd sagen: „Ich hätte damals doch die Papierln nicht essen sollen!“ Sie hatte es tatsächlich fertiggebracht, unbemerkt mit ihrer blutenden Nase an die einfachen, klein gehaltenen Blätter heranzukommen und sie einfach zu verschlucken.

Bald begannen, angeordnet, die wöchentlichen „Freitagsprozessionen“ für

mich und Mutter zur Gestapo zum Morzinplatz. Wir mussten uns melden, bekamen die blutstarrten Fetzen, sprich das Gewand meines Vaters, ebenso seine Schuhe, und durften vorgeschriebene frische Kleidung mitbringen, wobei es nicht immer sanft zuging.

Ich spürte auch, dass Armut bei uns einzog, da man uns großzügig nur einen Teil von Vaters Gehalt bewilligte. Im gleichen Maß zogen sich Bekannte und Verwandte von uns zurück, Nachbarn begannen uns zu meiden und bezeichneten uns offen mit „die Hure mit dem Bankert“. Ganz schlimm war es, als die Fliegeralarme und Bombardierungen begannen. Alle liefen in den Luftschutzkeller, wir selbst wurden als „Volksschädlinge“ nicht würdig befunden, unter ihresgleichen Schutz zu suchen.

*Frau Budroni wurde auch vom Schulbesuch ausgeschlossen. Nachdem die Dienstwohnung, in der die Familie gelebt hatte, Frau Budroni und ihrer Mutter entzogen worden war, konnten die beiden vorläufig bei einer Tante Unterschlupf finden. Danach kam Frau Budroni aufs Land zu Pflegeeltern. Während der letzten Kriegsmonate flüchtete Frau Budronis Mutter zu ihrer Tochter, und die beiden hausten auf Gnaden eines Bauern in dessen Keller.*

Den Einzug der russischen Armee erlebte ich Zehnjährige mit dem Bewusstsein einer Erwachsenen. Ein bleierner Deckel, der mich so lange Zeit niedergedrückt hatte, schien von mir genommen zu werden, und ein weites Aufatmen ging durch mein ganzes Sein. Ich hatte das riesige Glücksgefühl, dass alles von nun an nur besser werden könne. Am 28. Juni 1945 erblickte ich eine Gestalt, ein Gerippe, von dem ich nichts anderes mehr kannte als sein Lächeln – mein Vater, heimkehrt aus dem KZ Dachau.

Ich wünsche mir, dass dieses Heer von Jasagern zum Dritten Reich NEIN gesagt und gehandelt hätte wie mein Vater. Die Geschichte müsste umgeschrieben werden. Es hätte keine Masernmänner gege-

ben. Meine Geschichte, die Erlebnisse eines Kindes, wäre aufzuzeichnen nicht nötig gewesen.

Nachtrag aus meinem Tagebuch: 16. Mai 1948: Mein dreizehnter Geburtstag. Ich habe mir von meinem Selbstgesparten eine Puppe gekauft. Ich habe mich vor dem Verkäufer geschämt und gesagt, sie sei für meine kleine Cousine – jetzt werde ich endlich in Ruhe spielen.

### Norbert Abeles

## Ich glaube, dass ich im Großen und Ganzen noch Glück gehabt habe ...

*Herr Abeles wurde am 17. September 1923 in Wien geboren. Sein Vater verstarb neun Monate vor dem „Anschluss“, seine Mutter wurde 1943 deportiert und ist verschollen.*

Der Einmarsch ereignete sich gerade, als ich vierzehneinhalb Jahre alt war. Ich war damals in der fünften Klasse des Bundes-Realgymnasiums, Wien II, und wurde mehr als einmal tätlich angegriffen. Etwa im Juli begann ich einen Umschulungskurs als Landarbeiter. Zur Zeit der „Reichskristallnacht“ waren meine Mutter und ich vier Tage in Haft. Meine Mutter und ich wurden aus unserer Wohnung gekündigt, kurz vor meiner Ausreise.

Am 10. Dezember 1938 fuhr ich mit einem Kindertransport von Wien-Hütteldorf nach England. Dort herrschte gerade eine Kältewelle; mangels anderer Unterkunftsmöglichkeiten wurden Hunderte von Kindern (4–16 Jahre) in hölzernen Badehütten am Meer untergebracht. Die Meeresbucht war gefroren, und die Wärmeflaschen waren in der Früh festgefrorenes Eis. Kinder, die in diesem Lager gewesen waren, konnte man noch sechs Monate später an den zerkratzten Ohrmuscheln erkennen – sie hatten alle Erfrierungen erlitten. Nach ein paar Tagen holte mich die Frau meines Onkels und brachte mich nach Edinburgh. Ich wurde in einer Farmschule untergebracht. Das

Ziel dieser Institution war es, junge Leute für Kibbutzim in Palästina auszubilden – ein Ziel, das mich wenig begeisterte. Die Ausbildung bestand aus Feld- oder Hausarbeit für Kost und Quartier und der Unterricht meist aus ideologischer Schulung. 1940 war ich drei Monate lang als „feindlicher Ausländer“ interniert. 1941 ging ich nach Glasgow, um mich als Facharbeiter für die Rüstungsindustrie auszubilden. Ich erhielt 27,- Shilling in der Woche, wovon ich 21,- für Kost und Quartier bezahlen musste. Dies bestand aus einem Zimmer mit drei Doppelbetten, in dem zwölf Personen wohnten – sechs in Tagschicht und sechs in der Nachtschicht. Anfang 1942 fand ich eine Stelle als Schlosserlehrling – ich hatte eigentlich Tierarzt werden wollen. Neben der Arbeit ging ich in die Abend- schule und erwarb das schottische Certificate of Fitness, dh ich durfte auf die Universität gehen – wenn ich das Geld gehabt hätte (Abb. 10).

Im August 1950 heiratete ich meine erste Frau. Sie war eine Österreicherin und während des Krieges auf der „anderen“ Seite gewesen und ist 1948 zur Arbeit nach England gekommen. Trotz unseres unterschiedlichen Hintergrundes waren wir bis zu ihrem Tod 1976 glücklich verheiratet. Unsere zwei Kinder leben heute in England.

Ich glaube, dass ich im Großen und Ganzen noch Glück gehabt habe. Die Nachteile waren der Verlust der Mutter und anderer Angehöriger, das Zuhause, die materiellen und anderen Verluste, die nervliche und geistige Belastung, die Mühen, die mit meiner Ausbildung verbunden waren, das verspätete Erreichen derselben und dessen negative Auswirkung auf meine Karriere. Meine Frau und ich gingen 1956 nach Afrika, weil wir uns als „Ausländer“ in Großbritannien nicht zuhause fühlten, aber wir wegen meiner britischen Berufsausbildung in Österrei-

ch damals kein Weiterkommen sahen. Ohne all diese Hindernisse hätte ich es weiterbringen können, und ich könnte jetzt bequemer und sorgenfreier leben. Seitdem ich im Ruhestand bin, wohne ich in meinem eigenen Haus in einem größeren Dorf am Lake Malawi. Ich bin heute mit einer verwitweten Malawierin verheiratet und habe ihre zwei Kinder adoptiert (Abb. 11).

Ich bin schon lange im sub-saharen Afrika und habe mich deshalb entschlossen, meinen Lebensabend hier zu verbringen, obwohl ich Österreich sehr liebe. Seit Jahrzehnten höre ich täglich Radio Austria International, und alle paar Jahre fahre ich mit meiner Frau nach Wien, wo ich noch Freunde habe. Ich bin aber dem Stress und der supermodernen Lebensweise und dem Klima in Österreich nach vierzig Jahren in Afrika leider nicht mehr gewachsen. Es war aber ein sehr schwerer Entschluss.



Abb. 10. Norbert Abeles und seine zweite Frau Jane Nkhotakota März 2008  
(© Privatarchiv Norbert Abeles)

#### Erich Richard Finsches

#### „Auf dich haben wir schon gewartet ...“

Herr Finsches wurde am 11. September 1927 in Wien als Kind einer jüdischen Mittelstandsfamilie geboren.

Mit zehneinhalb Jahren lernte ich den Nationalsozialismus von seiner ganzen Härte kennen. Im April 1938 wurde ich aus der Schule hinausgeschmissen. Einige Tage später wurde ich von zwei HJ-Burschen beschimpft und bedroht. Sie schimpften mich: „Jud, Jud, spuck in’ Hut. Sag der Mutter, das ist gut.“ Ich antwortete ihnen: „Des ist besser.“ Nachdem die Burschen aber viel größer und stärker als ich waren, und vor allem älter, gingen sie auf mich los und wollten mich so richtig verprügeln. Ich wehrte mich mit Händen und Füßen, was ich konnte. Zum Schluss ließen sie dann von mir ab.

Im November 1938 wurden viele jüdische Männer verhaftet. Auch mein Vater war



Abb. 11. Norbert Abeles' Frau und Aids-Waisen, Nkhotakota März 2008  
(© Privatarhiv Norbert Abeles)

dabei; wir wussten es nicht. Meine Mutter hat mich beauftragt: „Bitte komm, such den Papa, vielleicht, ich weiß nicht, er ist Mittag nicht nach Hause gekommen. Es muss ihm irgend etwas passiert sein. Schau einmal bei allen Bekannten nach und geh am Abend, dann, wenn du nichts erfahren hast, zur Polizei.“ So wie gesagt, habe ich es durchgeführt. Am Abend ging ich dann auf das Bezirkskommissariat Tannengasse im 15. Bezirk und fragte: „Ist mein Vater da?“ „Wie heißt er?“ „Julius Finsches.“ „Jo, den hamma do, und wer bist du?“ „Der Sohn.“ „Aha, auf di' hamma ja schon gwart, dann kum glei' eine, kum glei' her.“ Der Empfang war, nach alter herkömmlicher Art der Nazis, eine richtige, anständige Tracht Prügel. Dann wurde ich zu den bereits verhafteten jüdischen Männern ins Verlies eingesperrt. Es waren zu diesem Zeitpunkt bereits vielleicht an die 250 bis 350 Personen verhaftet, so dass ich mich erst durchkämpfen musste und meinen Vater dann erst nach ca zwei Stunden Haft in der Zelle gefunden habe. Dort sind wir zwei Tage ohne Verpflegung, ohne Möglichkeit uns zu waschen oder

sonst irgend reinlich zu halten, gefangen gehalten worden. Wir konnten nur das WC benutzen.

Dann eines Vormittags hat es geheißten, die Männer alle heraus, einzeln aufstellen. Ich wollte mit meinem Vater Kontakt aufnehmen, während die Männer aus den Zellen hinausgeprügelt wurden, was aber nicht gut möglich war. Er konnte nur immer wieder sagen: „Bleib stark und grüß mir die Mama.“ Auf diese Art und Weise haben wir uns für längere Zeit voneinander verabschiedet. Die Männer mussten sich dann alle im Hof aufstellen, sie mussten stramm stehen wie beim Militär, es durfte sich keiner bewegen, sie wurden einzeln aufgerufen, in Reih und Glied mussten sie dann in Richtung Westbahnhof abmarschieren. Am Westbahnhof wurden sie „einwaggoniert“ und der ganze Transport, ein ganzer Zug voll, ging nach Dachau.

Ich blieb noch einen Tag auf dem Kommissariat, und am nächsten Tag hat man mich dann von dieser Zelle herausgeholt und zur Gestapo auf den Morzinplatz

überstellt. Der Empfang am Morzinplatz war nicht viel anders als bei der Polizei. Prügel, Stöße, Prügel mit Gewehrkolben, Tritte, und, und, und, Watschen, fürchterlich. Das ist stundenlang so gegangen, ich habe nicht mehr aus den Augen schauen können, so war ich geschwollen, im Gesicht und auch am ganzen Körper. Ich war damals komplett blutüberströmt, bin zusammengebrochen, bin dort angeblich liegen geblieben. Andere Häftlinge haben mich dann hinaufgetragen in eine Mansarde. In dieser Mansarde, das waren so kleine Zimmerln, war nichts drinnen, außer zwei bis drei Pritschen, einige Decken und eine ganze Menge Personen, die verhaftet worden waren und dort festgehalten wurden. Die lagen alle am Boden, haben fürchterlich ausgeschaut. Viele haben sich die Wunden verarztet, weil sie geblutet haben, aus dem Gesicht, aus dem Mund, die waren ganz verschmiert. Erst nach zwei Tagen wurde ihnen erlaubt, dass sie sich im Waschraum waschen. Wir bekamen nur mehr einmal am Tag ein Getränk und einmal am Tag etwas zu essen. Meistens war es nur trockenes Brot, sonst nichts. Nach einigen Tagen wurde ich wieder hinunter geholt zu einem Gruppenführer. Der Gruppenführer hieß Ebner, ein berühmter Schläger. Dieser gute Mann hat mich angeschaut, und das Erste, was er tat, war, mir zwei Boxhiebe zu versetzen, so dass ich mit dem Hinterkopf an die Wand gefallen bin und fürchterlich schwindelig war. Und so bin ich etliche Male von ihm behandelt worden. Nach einiger Zeit hat er mich gefragt: „Ja, was ist denn dir eingefallen? Mit meinem Sohn und mit seinem Freund zu raufen? Was hast du denn verbrochen? Wieso hast du dem einen die Hand gebrochen, dem anderen den Zahn ausgeschlagen?“ Ich war so verstört, dass ich keine Antwort geben konnte. Daraufhin wieder Prügel, Stöße, Tritte. Aber nicht nur von ihm alleine, es waren meistens zwei oder drei Gestapobeamte im selben Zimmer, die Unterstützung dieses vernehmenden Beamten, wie er sich genannt hat. Dann nach einiger Zeit hat man mich wieder hinaufgeführt, weil ich keine Antwort geben konnte.

Nach einiger Zeit, ich habe die Zeitrechnung nicht mehr mitbekommen, das muss April oder Mai 1939 gewesen sein, hat man mich wieder zum Gruppenleiter geführt. Da waren noch zwei andere dabei, und die haben sich beraten: „Was soll man mit dem Buben machen, der hat ja die zwei Hitlerbuben so hergerichtet, den können ma jo net aussehauen, na, mir schicken ihn nach Eisenerz, ins Arbeitserüchtigungslager, da soll er amal arbeiten lernen.“ Da war ich genau elf Jahre alt, als man mich dorthin überstellt hat. Dort musste ich arbeiten. Die Arbeit hätte mir ja nichts ausgemacht, aber die Schaufel, der Schaufelstiel war größer, länger als ich selbst.

*Herr Finsches konnte im Juni 1939 aus Eisenerz fliehen. Zu Fuß gelangte er in vier Monaten, während der er sich von Wald und Flur ernährte und im Freien übernachtete, nach Wien. Da er in Wien von den Nationalsozialisten aber noch immer gesucht wurde, konnte er nicht bei seiner Mutter bleiben, sondern musste untergetaucht als U-Boot leben. Im September 1941 wurde er festgenommen und bis April 1942 wieder zur Zwangsarbeit verpflichtet. Im April 1942 gelang ihm die Flucht nach Ungarn.*

Es ist mir die Flucht nach Ungarn geglückt, wo ich natürlich auch sehr große Enttäuschungen erleben musste. Ungarn war nicht die letzte Station. Die letzte Station für mich war dann Auschwitz, respektive Dachau, wo ich dann befreit wurde.

Ich leide heute noch an schweren Körperbehinderungen, die aus dieser Zeit her stammen, und das, was ich als Kind erlebt habe, ist für mich heute noch ein Alptraum.

#### Lucia Johanna Heilman

##### „Stockfinster!“

*Frau Heilman wurde am 25. Juli 1929 in Wien als Jüdin geboren. Sie überlebte mit ihrer Mutter den Holocaust in einem Versteck in Wien.*

*Der Bergkamerad ihres Vaters, der die beiden in seiner Werkstätte versteckt hielt, baute einen zwei bis drei Quadratmeter großen Verschlag, in dem zwei Betten Platz hatten. „Stockfinster! Ein Zustand, der mich noch heute quält.“ Hat irgendjemand an der Tür geläutet, mussten sie sofort in den Verschlag. „Noch heute zuck’ ich zusammen, wenn es an der Tür oder auch nur das Telefon läutet.“ Als die Mutter von Frau Heilman an einer schweren Grippe erkrankte und es nicht sicher war, ob sie überleben würde, geriet sie angesichts der Überlegung, was man dann mit ihrer Leiche tun sollte, in panische Angst. Sie unterhielt sich mit dem Werkstättenbesitzer darüber, wie in so einem Fall vorzugehen sei. „Zerstückeln, zerkleinern und dann begraben.“ Doch sie wurde wieder gesund und beide überlebten den Krieg. (Aus einem Interview in der Zeitung „Augustin“, Nr. 120, Juni 2003, Seite 6f.)*

*Insgesamt schildert Frau Heilman ihre damaligen Empfindungen wie folgt:*

1. Der Besuch der Schule war verboten.
2. Tragen des Gelben Sterns.
3. Wegen drohender Deportation und Ermordung musste ich versteckt in einer Werkstatt leben.
4. Verlassen dieses Raumes war nicht möglich.
5. Unzureichende Ernährung und damit verbundener Hunger.
6. Keine beheizten Räume, Kälte im Winter.
7. Niemals Kontakt mit Gleichaltrigen.
8. Angst.

#### Friedrich K.\*

##### „Judenbengel! Kannst nicht aufpassen!“

*Herr K. wurde im März 1936 in Wien geboren. Seine Mutter war Jüdin.*

Als im September 1942 meine Großeltern von den Nazis aus unserer Wohnung abgeholt wurden, sind auch meine Mutter und ich zur Sammelstelle in der Sperlgasse mitgenommen worden. Dort stellte

sich heraus, dass wir beide gar nicht auf der Liste standen, und so wurden wir mit Hieben und Fußritten rausgeworfen und mit Rufen wie „Euch kriegen wir schon noch!“ bedacht.

In der Volksschule Große Pfarrgasse herrschte als Lehrerin eine fanatische Nationalsozialistin, die auch eine hohe Parteifunktion innehatte. Ich war einer jahrelangen Tortur durch sie und die Mitschüler ausgesetzt, bekam ständig Schläge und Tritte und von der Lehrerin immer die Zusicherung: „Na lange wirst du ja nicht mehr dableiben ...“

In unserem Wohnhaus wohnte eine Frau, die eine hohe Funktionärin in der NS-Frauenschaft war. Ihr Mann und ihr Sohn waren SA-Offiziere, rempelten mich immer im Stiegenhaus an und brüllten: „Judenbengel! Kannst nicht aufpassen!“

Solche und ähnliche Vorkommnisse und sich in ständiger Lebensgefahr zu befinden, machten mich zum nervlichen Wrack. Ich war dann 1945 lange Zeit in Behandlung. Ich litt an Schlaflosigkeit, Schweißausbrüchen, zitterigen Händen und immer wieder Angstzuständen. Ganz überwindet man die Erlebnisse dieser grausamen Zeit aber nie.

#### Ingeborg Dürnecker

##### „Verdeckte Spuren“ – Mein Leidensweg vom Spiegelgrund

*Frau Dürnecker wurde am 5. Oktober 1934 in Wien geboren. Im Alter von drei Monaten wurde sie von ihren leiblichen Eltern ausgesetzt. Sie kam zu Pflegeeltern, von denen sie misshandelt wurde. Mit sieben Jahren kam sie aufgrund dieser Misshandlungen und wegen Verwahrlosung zunächst in die Kinderübernahmestelle der Stadt Wien, anschließend für 18 Monate in die Kinderanstalt „Am Spiegelgrund“ und danach für fast fünf Jahre in das Kinderheim Erlanghof.*

Für mich waren der Spiegelgrund und das Kinderheim Erlanghof so genannte



Kinder-KZ: Kälte, Hunger, Schläge, Unmengen von Tabletten und Spritzen. Sadistische Gräueltaten waren an der Tagesordnung. Wir wurden zu Bettnässern. Man hing uns das Leintuch über den Kopf, und wir mussten auf Steinböden stehen, bis es trocken war. Dabei sind meine Zehen erfroren.

Die so genannte Gesichtswäsche: Wir mussten uns vor die Klomuschel knien, den Kopf in die Muschel, runter mit der Spülung. Ich bekam Spei-Injektionen durch Dr. Gross – ich glaubte, ich müsste sterben.

Ich hatte einmal gewagt, aus einem Vogelhäuschen Brotkrümchen herauszunehmen. Zur Strafe hatte man mich angebunden und die Fingernägel bis ins Fleisch geschnitten. Ein anderes Mal die Haare zur Glatze geschnitten. Oder mit eiskaltem Wasser an die Wand gespritzt, bis wir zusammenbrachen. Und so gäbe es noch viel zu erzählen.

Mir hat man keine Häuser, Schmuck oder dergleichen genommen. Sondern 62 Jahre meines Lebens. Psychisch sowie nervlich mein ganzes Leben zerstört. Sie fragen, was so ein Verlust wert ist, wenn man nie Kind sein durfte und geschunden wurde?

### Susanne Doris Hochhauser

#### „Jude Hochhauser ist in diesem Haus unerwünscht“

*Frau Hochhauser wurde am 30. November 1933 in Wien geboren und musste als Fünfjährige aufgrund ihrer jüdischen Abstammung mit ihrer Familie emigrieren.*

In unserem Haus waren die Worte „Jude Hochhauser ist in diesem Haus unerwünscht“ in die Mauer eingeritzt.

Mein Vater wurde im Mai 1938 aus unserer Wohnung abgeholt und in die Konzentrationslager Dachau und Buchenwald deportiert. Er hatte das Glück, im

Jänner 1939 entlassen zu werden. Nach seiner Entlassung musste er sich jeden Tag bei der Gestapo melden, und es wurde ihm ein Termin gegeben, bis zum 12. Mai 1939 Österreich zu verlassen.

Unsere Familie hatte dann das Glück, ein Visum nach Bolivien zu bekommen, wo meine Eltern, meine Großmutter und ich, damals fünfeinhalb Jahre alt, am 11. Juni 1939 ankamen. Als Ausländer und Juden wurde uns nicht gestattet, uns in den Städten niederzulassen, und wir wurden in die Dörfer abgeschoben. In Sacaba, einem Dorf bei Cochabamba, wo wir uns niederließen, lebten wir unter sehr primitiven Umständen, ohne fließendes Wasser, elektrisches Licht gab es nur ein paar Stunden am Abend. Es gab keine Kanalisation, sanitäre Anlagen waren nicht vorhanden. Bei unserer Ankunft wurden wir für zwei Monate in einer Schule untergebracht, wo bis zu 20 Personen in einem Raum schliefen.

Ich ging in die Mädchen-Dorfschule, wo mich die anderen Kinder wie eine Bewohnerin eines anderen Planeten angafften, mir die Kleider hochhoben und mir nachliefen, um zu sehen, was für Unterwäsche ich trug. So etwas hatten sie noch nie gesehen, da sie die Indianertracht trugen. Außerdem war ich Brillenträgerin, und das war auch eine Neuheit. Ich besuchte diese Dorfschule zweieinhalb Jahre lang und musste so gut wie möglich mit diesen ständigen Belästigungen fertig werden. Um mich zu verständigen, musste ich nicht nur Spanisch lernen, sondern auch Quechua, die Indiansprache.

Danach übersiedelten wir in die Stadt Cochabamba, wo meine Eltern ein kleines Detailgeschäft eröffneten, das nicht genug für vier Personen einbrachte. Deshalb fuhren meine Eltern und ich auf Märkte in andere Dörfer. Ich wurde mitgenommen, weil ich Quechua beherrschte und mich mit den Kunden verständigen konnte. Wir wohnten hinter dem Geschäft, meine Mutter kochte unter einer Stiege, das Klosett war im drit-

ten Hof und das Wasser musste auch von dort geholt werden. In der Schule in der Stadt wurde ich von den Kindern verfolgt und umringt, die mich zwingen wollten, das Kreuz zu küssen und am katholischen Religionsunterricht teilzunehmen.

Da mein Vater jedes Jahr eine andere Krankheit hatte, waren meine Eltern nicht in der Lage, meine Ausbildung zu finanzieren, und ich musste mit 15 Jahren meinen ersten Ganztagsposten annehmen. Leider haben diese Umstände es mir unmöglich gemacht, meine Ausbildung zu vervollkommen. Obwohl ich sehr begabt war, habe ich nicht einmal die Matura machen können, was mir im späteren Leben sehr geschadet hat und mich gezwungen hat, schlecht bezahlte Posten anzunehmen.

*1968 übersiedelte Frau Hochhauser mit ihrer Mutter in die USA, wo sie seither lebt.*

### Emma Urschitz

#### Oft kamen auch deutsche Soldaten auf den Hof

*Frau Urschitz wurde am 11. Dezember 1931 als zweites von vier Kindern des Ehepaares Agnes und Johann Lipusch in Remschenik geboren. Die Eltern von Frau Urschitz waren Slowenen, ihre Mutter sprach kein Wort Deutsch, ihr Vater nur sehr wenig, und ihre tägliche Sprache war Slowenisch (Abb. 12).*

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges im Jahre 1938 verschlechterte sich die Lebenssituation der Familie schlagartig, weil mein Vater Johann Lipusch zur Deutschen Wehrmacht eingezogen wurde. Somit blieb meine Mutter mit uns vier kleinen Kindern und den Großeltern alleine am Hof zurück. Es entstand hiermit für uns Kinder und für die Mutter schlagartig eine stark vermehrte Arbeitsbelastung. Ich als kleines und ältestes Mädchen musste täglich schwere Arbeiten verrichten (Abb. 13).

Als ich im Jahre 1938 in die Schule kam, war es für mich fürchterlich, weil ich kein



Abb. 12. Johann und Agnes Lipusch, die Eltern von Emma Urschitz  
(© Privataarchiv Emma Urschitz)

tern unterstützten die Partisanen immer, obwohl sie wussten, dass ihnen deswegen strenge Strafen drohten. Wer Partisanen unterstützte, wurde, wenn dies den deutschen Soldaten zu Ohren kam, verhaftet und in ein KZ gebracht oder gleich an Ort und Stelle hingerichtet (Abb. 14). Oft kamen auch deutsche Soldaten auf den Hof und nahmen gewaltsam alles mit, was sie brauchten. Mit meiner Mutter habe ich oft Brot gebacken. Das Brot wurde noch ofenwarm von der Deutschen Wehrmacht mitgenommen. Es wurden auch Schweine, Schafe, Rinder geschlachtet und mitgenommen. Mitgenommen wurde auch alles Bettzeug, Decken, Töpfe, Essbesteck, so dass wir zu Hause sehr oft Hunger leiden mussten. Der Großvater hat für uns Kinder Holzlöffel angefertigt, damit wir essen konnten. Ich kann mich erinnern, wie nachts deutsche Soldaten massiv an die Haustüre schlugen und gewaltsam in das Haus

Wort Deutsch verstanden habe. Aufgrund der zunehmenden Slowenenfeindlichkeit des nationalsozialistischen Regimes kam es zum Verbot der slowenischen Sprache in der Schule und in der Öffentlichkeit. Wenn ich mit meiner Mitschülerin ein slowenisches Wort sprach, was für mich ganz normal war, wurde ich an den Haaren gerissen, dass mir ganze Haarbüschel fehlten. Ich wurde auch mit einem einen Meter langen Haselstock geschlagen, wenn ich ein deutsches Wort nicht ordentlich aussprechen konnte. Oft musste ich die Finger der Hand zu einer Pfötchenstellung zusammenziehen und wurde dann mit dem Haselstock so auf die Fingerspitzen geschlagen, bis ich blutete.

Bereits ab dem Jahre 1941 entwickelte sich in der Umgebung eine zunehmend starke Partisanenaktivität. Die Partisanen kamen bald nach Beginn ihrer Aktivitäten aufgrund der geographischen Lage des Hofes und der ethnischen Zugehörigkeit der Familie immer wieder auf den Hof, um Nahrungsmittel zu erbitten. Die El-



Abb. 13. Emma Urschitz (links) mit zwei ihrer Geschwister  
(© Privataarchiv Emma Urschitz)



drangen, wild um sich schossen und alles durchsuchten, um Partisanen zu finden. Vor lauter Angst habe ich mich mit meinen Geschwistern unterm Bett versteckt.

Eines Tages kamen SS-Männer auf den Hof und sagten, dass wir Banditen (Partisanen) unterstützen, und drohten, meine Mutter und den Großvater zu erschießen. Meine Mutter und mein Großvater, der schon ein alter Mann war, mussten auf dem Boden knien, und es wurde ihnen von den Soldaten das Gewehr an die Brust gesetzt. Ich und meine jüngeren Geschwistern schrien und weinten vor lauter Angst. Wir mussten uns dann auch auf den Boden knien, und uns wurde gedroht, wenn wir nicht sofort ruhig sind, wird die Mutter sofort erschossen.

Eines Tages kamen zwei Partisanen durch die Hintertür in die Küche. Meine Mutter kochte den beiden schnell einen Sterz, ich wärmte schnell die Milch, damit die beiden gleich essen konnten, um sofort wieder den Hof zu verlassen. Die beiden gingen zum Nachbarhof weiter und wurden dabei von den deutschen Soldaten beobachtet, wie sie das Bauernhaus betraten. Beim Verlassen des Hauses wurden sie von den Soldaten erschossen. Wir eilten zum Nachbarhof und sahen die beiden Toten. Die deutschen Soldaten sagten, wir müssen die Banditen begraben. Wir mussten zuerst den Platz hinter der Holzhütte vom vielen Schnee freimachen, um die beiden beerdigen zu können. Ich habe das Bild von den beiden Toten noch immer vor Augen. Wie bei den Toten aus den Einschusslöchern am Bauch die getrunzene Milch herausgeronnen ist.

**Andreas H.\***

## Geboren im Lager Lackenbach

*Herr H. wurde im Jahr 1942 im „Zigeunerlager Lackenbach“ in einer Holzbaracke geboren.*

Wie ich von meiner Mutter und meinen älteren Geschwistern weiß, war das La-



Abb. 14. Das Elternhaus von Emma Urschitz im Jahre 1929, links vorne ihr Großvater und rechts vorne ihre Mutter (© Privatarchiv Emma Urschitz)

ger Lackenbach gleich allen anderen „KZs“ in Deutschland und Österreich und Polen ausgestattet, nur waren keine Öfen und Krematorien zur Vergasung der Menschen installiert. Daher wurden auch täglich um 6 Uhr beim Appell stehende Frauen, Männer und Kinder ausgewählt und zum Transport in die großen „KZs“ verladen und abtransportiert. Bei dieser täglichen „Zeremonie“ waren natürlich die SS-Truppe als auch ihre Killerhunde anwesend.

Eines Tages hatten mein älterer Bruder und sein Freund am Heimweg von ihrer Zwangsarbeitsstelle aus Hunger zwei Maiskolben gestohlen, wurden aber dabei ertappt und von der SS in das Lager gebracht, wo sie mit einem Ochsen-schwanzknüppel 50 Hiebe über Rücken, Beine und Po bekamen. Sie konnten nach diesen Schlägen 14 Tage lang nicht zur Arbeit gehen und bekamen nur einmal am Tag Krautsudsuppe und ein Stück Brot vorgewogen. Sie waren damals erst 14 Jahre alt, und nur der starke Wille zu leben erhielt sie am Leben. Oder wenn

jemand zu spät zum Appell in der Früh kam, so bekam er 25 Stockhiebe und drei Tage nichts zu essen sowie hinterher eine besondere Strafarbeit, Latrine reinigen, etc. Wenn jemand zB beim Straßenbau aufgrund der geringen und mangelhaften Ernährung nicht mehr die Kraft hatte mitzuhalten und zusammenbrach, wurde er an Ort und Stelle erschossen.

Auch möchte ich die unhygienischen Zustände in den Baracken aus Holz erwähnen, wo sich Flöhe, Läuse und Wanzen, vor allem in der kalten Zeit, in den Holzpritschen verkrochen und nachts den Häftlingen das Blut aussaugten und sie infizierten. Haut-Kopftyphus war daher an der Tagesordnung, und viele Menschen starben daran. Eine ebenso häufige Todesursache war der Bauchtyphus und die Ruhr, Krankheiten, die viele Häftlinge aufgrund der schlechten und mangelhaften Ernährung bekamen.

Ich, Andreas, kann mich weder an meine Krankheiten noch Sonstiges im KZ-Lager Lackenbach erinnern, weiß jedoch von

meinen Eltern und Geschwistern, dass ich sehr krank war, dass ich Typhus und zweimal die Ruhr hatte. Ebenso erzählen mir meine noch lebenden Geschwister, dass ich vor Hunger das, was hinten ausgeschieden wurde, vorne wieder hinein aß.

In der Karwoche 1945 wurde das Lager Lackenbach angezündet, um jegliche Spuren eines KZ-Zwangsarbeiterlagers zu verwischen. Auch wurden, soweit es die Zeit noch erlaubte, interne Daten über die Häftlinge vernichtet oder verbrannt. Am Tag vor unserer „Abreise“ hatte Herr Brandtner, der Lagerleiter, meiner Mutter im Verstehlernen gesagt, sie solle alle noch dortigen Häftlinge informieren, ihre Habseligkeiten zu packen und bei beginnender Finsternis so schnell wie möglich das Lager zu verlassen, da es angezündet und gesprengt würde. Am Nachmittag, das habe ich noch etwas im Bewusstsein, und ich glaube, es war mein erstes Wahrnehmen als Kleinkind mit fast zweieinhalb Jahren, mussten alle Appell stehen. Ich erinnere mich gut daran, da es ein wunderschöner warmer Tag war, und die Musiker, die noch nicht deportiert waren, vor der gesamten Lagerleitung und auch den angetretenen Häftlingen musizieren mussten. Auch war im Lager schon einige Tage bekannt, dass die Alliierten im Anmarsch waren, in diesem Gebiet waren es die Sowjets. So machten sich bei Anbruch der Dunkelheit alle restlichen Roma und Sinti, meist Familien, auf den Weg in Richtung ihres jeweiligen Heimatortes, so auch meine Familie. Sie gingen über Schattendorf, teilweise durch ungarisches Waldgebiet, Weppersdorf, etc und gelangten vom Mittelburgenland ins Nordburgenland nach Mörbisch.

Da meine Großeltern als auch meine Eltern in Mörbisch sehr beliebt gewesen waren und von einer katholischen Familie besonders gemocht wurden, vor allem unsere Großmutter Antonia, die sehr gläubig war, wurden wir von dieser Familie sehr herzlich und mit Tränen aufgenommen. Sie hatten in dieser Zeit, wo wir im KZ waren, all unsere Felder bearbeitet und mitbetreut. Diese Familie war

es auch, die in den damals noch schwierigen Zeiten nach Kriegsende unsere Familie mit acht Kindern aufnahm, sie an ihrem Tisch nährte und auch in oft ernsten Situationen zu uns stand. Denn unser Haus, welches in Mörbisch die dritte Generation väterlicherseits in Besitz hatte, nämlich meine Großeltern Antonia und Andreas, war enteignet worden.

Da ich als Kleinstkind den Holocaust erlebte, ja mitten hineingeboren wurde, und noch heute als Erwachsener an den mir damals zugezogenen Leiden sowohl seelisch als auch körperlich laboriere, so ersuche ich sie, über diese Zeilen über das Leid, das Menschen während des Holocaust zugefügt wurde, egal welcher Nation oder Gruppe zugehörig, nicht einfach hinwegzublättern, sondern nachzudenken und persönlich, soweit wie möglich, mitzuhelfen, derartiges Leid zu verhindern.

#### Rudolfine Kolmer

### Wie eine Zehnjährige den 13. März 1938 erlebte

*Frau Kolmer wurde am 24. April 1928 in Wien geboren. Sie stammt aus einem „proletarischen“ Elternhaus. Ihr Vater war Zugführer bei der österreichischen Eisenbahn, ihre Mutter Hausfrau. Sie war ein Einzelkind.*

Dass ich Jüdin bin, war mir bis März 1938 nicht wesentlich. In jüdischer Gesellschaft diskutierten meine Eltern auch über Judentum, das Gesprächsthema ansonsten, soweit im Zeitalter des Austrofaschismus möglich, war linke Politik. Schlagartig änderte sich mein Leben, obwohl ich erst zehn Jahre alt war, im März 1938.

12. März 1938: Meine Mutter weinte, mein Vater wirkte bedrückt. Sturm rüttelte an den Fenstern. Am nächsten Morgen ging ich mit der Milchkanne in den Konsum in unserem Haus, um die Milch zu holen. Passanten im Hof des Hauses sagten: „Da geht sie, die Jüdin!“

Die Worte klangen feindlich, ich habe sie nicht vergessen, und ich habe heute noch die Straßenszene vor Augen.

Dann folgten die auf mich als Kind bedrückenden Ereignisse. Mein Vater wurde sofort ohne Bezüge außer Dienst gestellt, innerhalb von 14 Tagen hatten wir die Wohnung zu räumen, die Wohnungssuche begann, überall wurden wir als Juden abgewiesen. Meine Mutter versuchte in Mödling, wo sie Bekannte hatte, eine Wohnung zu finden. Auf der Bahnstation empfing uns ein Schild „Mödling judenrein“. Schließlich nahm uns der Chauffeur von Leopold Figl in einem Einfamilienhaus in Floridsdorf auf.

Mitschülerinnen wollten sich beim Schwimmunterricht nicht mehr mit mir in einer Kabine umziehen. Meine Mutter strickte als Heimarbeiterin Pullover, damit unsere Familie ein Einkommen hatte. Da meine Mutter nicht Jüdin war, hatten wir etwas mehr Schutz. Ich durfte das Gymnasium nicht weiter besuchen und besuchte bis Herbst 1945 keine Schule. Erst im Herbst 1945 gestattete mir der Stadtschulrat, die siebte Klasse eines Gymnasiums wieder zu besuchen. Erfreulicherweise habe ich die Matura geschafft.

Ab 1944 wurde ich in einer Metallwarenfabrik zwangsverpflichtet, in der auch viele ungarische Juden waren. Ich musste im Keller Metallstücke zur Schweißung reichen. Wenn ich auf die Toilette ging, sagte der Vorarbeiter: „Du, Jüdin, wenn du zu oft hinausgehst, kommst ins KZ!“ Mein Vater wurde auch als Hilfsarbeiter zwangsverpflichtet, ab 1944 lebte er in der Nähe Wiens im Untergrund.

Meine Eltern und ich haben überlebt, zwei Brüder und eine Schwester meines Vaters wurden deportiert und umgebracht. Cousinen und Cousins von mir überlebten in der Emigration. Vermögen, da wir keines hatten, haben wir nicht verloren, die geringen Ersparnisse wurden ab 1938 zur Lebenserhaltung aufgebraucht.



## Anna Maierhofer

### Das Lied vom Spiegelgrund

*Frau Maierhofer wurde am 22. März 1927 in Wien geboren. Ihre Mutter bekannte sich zu den Zeugen Jehovas und erzog ihre Tochter nach deren religiösen Vorstellungen. Frau Maierhofer wurde aufgrund eines religiösen Aufsatzes und der Verweigerung des Hitlergrußes im Dezember 1940 von der Schule verwiesen. Anschließend wurde sie von der Gestapo in Haft genommen, später der Kinderübernahmestelle in der Lustkandlgasse in Wien übergeben und schließlich in die Kinderanstalt „Am Spiegelgrund“ eingewiesen.*

*Am Spiegelgrund wurde ihr in so genannten Beugeverhören gedroht:*

„Wenn du deinem Glauben nicht abschwörst, wirst du deine Mutter nie wieder sehen.“

„Wenn du nicht Heil-Hitler grüßt, wirst du deine Eltern nie wieder sehen!“

*Frau Maierhofer hat folgendes Lied, das von den Kindern am Spiegelgrund gesungen wurde und die dortigen Zustände beschreibt, niedergeschrieben:*

Die Fenster vergittert mit Eisen,  
die Türen versperrt mit dem Schloss,  
Steinofen ist unser Genoss.

Und woll'n uns die Eltern besuchen,  
man empfängt sie mit Schimpfen und Fluchen,  
besuchen darf ja nicht sein.

Ist unsere Strafe zu Ende,  
man reicht uns zum Abschied mit Schimpfen und Fluchen die Hände.  
Betretet mir nicht mehr das Haus!

„Was suchst du mein Mädlein in stockfinsterner Nacht?“

„Ich suche meinen Vater und meine Mutter, die ich so früh verloren hab.“

Mein Vater ist gestorben an Kränkung,  
meine Mutter an Not,  
am Simmeringer Friedhof liegen sie beide tot.“

## Hilda F.\*

### In der Sperlasse

*Hilda F. wurde am 31. Juli 1924 in Wien als Tochter eines Juden und einer Christin geboren. Ihr Vater konnte 1939 ins Ausland flüchten.*

Um meinen jüdischen Hintergrund geheim zu halten, nahm mich Mutter sofort aus der Schule heraus, obwohl ich erst im Juli 14 Jahre alt geworden wäre. So erhielt ich, da ich erst 13 Jahre alt war, auch kein Abschlusszeugnis. Meine Mutter hoffte, meine Abstammung geheim halten zu können, und versuchte, mich, als ich 15 Jahre alt geworden war, in irgendeiner Schule unterzubringen. Ich hatte immer schon ein Talent zu malen. Endlich gelang es meiner Mutter, mich – da ich kein Abschlusszeugnis erbringen konnte – mittels teurer Bestechungen in die Modeschule für das Bekleidungs-gewerbe zu schicken. Leider ging dies nur für knapp ein Jahr gut, da ich trotz wiederholter Mahnungen und Herausschreibungen keinen „Ariernachweis“ erbringen konnte. Das Wichtigste war aber, dass ich einen Schülerschein erhalten hatte, der mir später vermutlich das Leben rettete.

Der Betrieb meiner Mutter wurde durch einen Befehl des Reichskommissars unwiderruflich gesperrt, da der Umsatz zu klein geworden war, weil es keine Mittel für Luxuserzeugnisse gab, und sie stand nun vor der Aufgabe, nicht nur den Zins für das Geschäft zu bezahlen, in der Hoffnung, es wenigstens verkaufen zu können, sondern auch den Zins für die Wohnung und überhaupt einen Lebensunterhalt für uns beide zu finden. Da die Unterkünfte in Wien sehr ausgelastet waren, konnte man „patriotisch“ freie Zimmer anmelden. Meine Mutter und ich schliefen nun in einem Bett in einem kleinen Kabinett, und alle anderen Räume wurden vermietet.

Unter den Gästen, die wir in unserer Wohnung aufnahmen, war ein Ehepaar

aus dem Rheinland. Der Mann war bei der SS und in einem Lager stationiert. Wir hatten in der Schule gelernt, dass die Juden fern von ihrem Heimatland in einem Ghetto ein neues Leben gründen könnten, und ich war sehr neugierig, was mit ihnen geschehen würde. Ich muss annehmen, dass ich eine der Ersten gewesen sein muss, die nun erfuhren, dass diese unglücklichen Wesen unter dem Vorwand, in die Waschküchen zu marschieren, um sich zu brausen, gleichzeitig durch Giftgas getötet wurden. Ich weiß heute nicht mehr, wie es mir gelang, meine Haltung zu bewahren, als ich dies erfuhr. Ich erinnere mich, ihn gefragt zu haben, ob er manchmal einen gewissen Druck verspürt hätte, sich so etwas mit anzusehen. Ich war überrascht, als er mir antwortete, es wäre ihm einmal so ergangen. Eine hochschwangere Frau, die neben ihrem Gatten marschierte, brach plötzlich zusammen und gebar. Man gab ihr die Möglichkeit zurückzubleiben, aber sie stand auf und ging weiter neben ihrem Mann. Dies hatte ihn erstaunt. Immer wieder musste ich in späteren Jahren daran denken. Wie war es nur möglich, dass so ein sympathischer Mensch, der ohne Zweifel ein guter Gatte und Familienvater war, zu solch einer Arbeit fähig war?

Ich ging zu dieser Zeit weiter in die Schule, wo ich ein komplettes Doppelleben führte. Ich wurde eines Tages inmitten meiner Schulaufgaben von zwei SS-Männern aus der Wohnung geholt. Meine Mutter kam gerade zufällig nach Hause, als ich durch die Haustür ging. Sie war damals bereits gesundheitlich sehr mitgenommen und war am Tag zuvor auf der Stiege bewusstlos geworden, als sie die Kohlen heraufbringen wollte. Sie bettelte, dass die SS-Männer sie auch mitnehmen sollten, aber umsonst. Sie versuchte, sich an den Lastwagen hinten anzuhängen, in dem ich saß.

Ich wurde in die Sperlasse gebracht, eine ehemalige Schule, die nun als Abtransportlager diente. Ich sah meine Mutter nur selten. Dort saßen wir wie

viele andere Mitleidende stundenlang in einer großen Vorhalle und brachten wie meine Mutter Geld und Schmuck, um Zeit und Gnade zu gewinnen. Es wird mir schlecht, wenn ich daran zurückdenke.

Meine Mutter versuchte alles, um Zeit zu gewinnen. Sie ging zu den Behörden und gab dort an, dass mein Vater gar nicht der leibliche Vater gewesen wäre. Das Anthropologische Institut in der Währinger Straße verglich aber Fotografien von uns und befand, dass eine große Ähnlichkeit zwischen mir und meinem Vater bestand. Meine Mutter versuchte alles nur Mögliche. Umsonst! Ich wusste, dass ich ganz auf mich alleine gestellt war und niemals einer Behörde vertrauen durfte.

Viele Monate vergingen. Von den Frauen, die mit mir gemeinsam in einem Raum waren, war ich die Jüngste. Eine sehr elegante, vielleicht 50-jährige Dame erzählte, dass ihr Mann Franzose wäre und dass er alles unternehmen würde, ihr herauszuhelfen. Wie sollte er aber nur erfahren, wo sie war? Sie hatte ein Konzert besucht und war vor dem Konzerthausaal verhaftet worden. Eine andere, ganz in schwarz gekleidete Dame beschwerte sich, dass sie nicht einmal eine Bürste dabei hätte, um ihre Kleider zu bürsten. Es war alles so lächerlich. Ein sehr elegantes

Fräulein, das bestimmt drei bis fünf Jahre älter war als ich, erzählte, dass sie ein Fräulein Adler wäre – die Tochter des Schreibmaschinenfabrikanten. Ihre Familie wäre bereits in der Schweiz, und sie selbst wäre nur zurückgekommen, um noch etwas Geschäftliches zu erledigen, aber dann wurde sie verhaftet. Ich war sehr beeindruckt, denn sie war so gepflegt und ihre Nägel so perfekt, nicht wie meine verwaschenen Hände. Eines Tages hörten wir aus den Toilettenanlagen einen Lärm. Die alte Dame hatte mittels einer Spritze Selbstmord begangen. An die anderen Frauen kann ich mich kaum noch erinnern. Oft denke ich, was aus dem Fräulein Adler geworden ist. Sie war groß und schlank und schön und ihre Familie so berühmt, aber sie landete auch hier. Unten im Hof waren Nähmaschinen und Möbel gelagert. So viel Hoffnung hatten alle, wieder irgendwo ihr Leben aufzubauen. Ich hatte meine eigenen Gedanken, die ich bei mir behielt, und gar keine Hoffnung auf eine Zukunft.

Endlich war es so weit. Wir hatten unsere J-Kennkarten und den „Stern“ und kamen in die Wägen. Dies dauerte sehr lange, und ich sah vorläufig keine Möglichkeit zu entkommen. Oft wurde angehalten, und bei erstbestener Möglichkeit rannte ich davon. Die Angst vor dem, was ich

von dem SS-Mann gehört hatte, war in mir geblieben und machte mir dieses Wagnis möglich.

*Frau F. konnte sich schließlich zu einer Bekannten in Erfurt durchschlagen, wo sie einige Zeit unentdeckt wohnen konnte.*

Es waren ein paar schöne Monate, sie borgte mir ein Fahrrad, und ich machte Ausflüge in den Thüringer Wald. Es war zu schön, um lange dauern zu können. Als ich einmal in die elektrische Bahn einsteigen wollte, stand sie mit zwei Koffern und voller Tränen da. Sie hatte sich ihrer Schwiegertochter Erna anvertraut, und diese war sofort zur Kriminalpolizei gegangen. Sie gab mir Kleider, Lebensmittel und ihre Coupons. Sie gab mir außerdem noch Geld, Adressen sowie eine Fahrkarte nach Berlin, und ich befand mich wieder voller Sorgen auf dem Weg. Mit großer Verspätung kam der Zug in Berlin an, und ich begab mich mit vielen anderen Reisenden auf die Suche nach einem Zimmer. Ich lebte ohne eine Legitimation und Lebensmittelkarten. Und hier fing ein neues Kapitel in meinem Leben an. Es war noch lange bis Kriegsende, sehr, sehr lange. Ich könnte ein Buch schreiben ... Es ist unmöglich, alles nur in Schlagworte zu fassen, aber selbst das Wenige, das ich geschrieben habe, war sehr nervenaufreibend für mich.



# LITERARISCHE TEXTE

*Bei den Gedenkveranstaltungen gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus im Jahr 2008 wurden literarische Texte vorgetragen, die Kinder betreffen. Sie sind Versuche der literarischen Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus aus der Perspektive der jüngsten Opfer. Einige dieser Texte werden hier gekürzt zitiert.<sup>1</sup>*

## Ruth Klüger<sup>2</sup>

Mit dem Rücken zum hinteren Tor der Baracke stand an beiden Seiten des „Kamins“, der sich der Länge nach durch die Baracke zog, je ein SS-Mann. Vor jedem eine Schlange nackter Frauen. Der, dem ich mich stellte, hatte ein rundes, böses Maskengesicht. Er war groß, ich musste zu ihm hoch aufschauen. Ich sagte mein Alter, er wies mich ab, mit einem Kopfschütteln, einfach so. Neben ihm stand eine Schreiberin, die sollte meine Nummer nicht aufschreiben. Abgelehnt. In seinem Kopfschütteln lag der Beweis dafür, dass ich mir mein Leben erschlichen hatte, es wie einen unerlaubten Text nicht weiter lesen sollte.

Meine Mutter war für den Transport gewählt worden, sie war ja das richtige Alter, eine erwachsene Frau. Ihre Nummer war aufgeschrieben worden, sie würde das Lager in Kürze verlassen. Wir standen auf der Lagerstraße und diskutierten. Sie versuchte mich zu überreden, dass ich es nochmals, in der anderen Schlange, versuchen sollte.

<sup>1</sup> Die literarische Textauswahl besorgte die Österreichische Gesellschaft für Literatur. Für die Genehmigung zum Abdruck der Texte wird folgenden Verlagen herzlich gedankt: Deutscher Taschenbuch-Verlag, Picus-Verlag und Wallstein-Verlag.

<sup>2</sup> Aus: *Ruth Klüger: weiter leben. Eine Jugend*. München: DTV, 3. Aufl. 1994 (dtv Literatur; 11950). Lizenzausg. des Wallstein-Verl., Göttingen, Seite 128–137.

Im Juni 1944 war es sehr heiß, die Barackentüren, auch die hinteren, standen daher offen. Zwar war dieser hintere Eingang bewacht, aber die Wache bestand aus Häftlingen, und meine Mutter meinte, ich könne mich da wohl vorbeischlängeln und diesmal zu dem anderen SS-Mann gehen. Und diesmal bitte nicht so blöd sein zu sagen, ich sei erst zwölf. Es kam zu einem Streit zwischen ihr und mir. „Aber ich seh doch nicht älter aus“, sagte ich verzweifelt. Ich hatte das Gefühl, sie wolle mich in eine große Unannehmlichkeit hineinreiten, so wie vor ein paar Jahren in Wien, als sie mich trotz des Verbots ins Kino schickte. Der Unterschied zwischen Zwölf und Fünfzehn ist riesig für eine Zwölfjährige. Es war ein ganzes Viertel des gelebten Lebens, das ich dazuaddieren sollte.

Die Lüge, die mir meine Mutter vorschlug, war so leicht zu entlarven: drei Jahre, wo sollte ich die hernehmen?

Ich hatte ausgesprochen Angst, aber es war eben nicht die tiefe Todesangst, die mich in Auschwitz beim Anblick des abwechselnd rauchenden und flammenden Kamins in Abständen wie die Anfälle einer Krankheit überfiel, sondern die erträglichere Angst vor bösartigen Erwachsenen. Und diese erträglichere Angst ließ sich überwinden. Denn was würde aus mir werden, wenn ich allein in Birkenau bleiben müsste? Also das sei einmal ausgeschlossen, beschwichtigte mich meine Mutter. Wenn ich den Versuch nicht unternehmen wolle, dann würde sie eben auch hierbleiben, sie wolle doch sehen, wer sie von ihrem Kind trennen könne. Aber eine gute Idee sei das nicht. „Hör doch endlich zu“, sagte sie, ohne meinen stichhaltigen Gegenargumenten die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Und: „Feig bist du“, sagte sie verächtlich, „ich war nie so feig.“ „Also

gut, ich versuch’s. Aber fünfzehn sag ich auf keinen Fall, höchstens dreizehn. Und wenn’s daneben geht, ist es deine Schuld.“

Zwischen den Baracken war ein Korridor, um genau das zu verhindern, was ich versuchen wollte. Wir standen und sahen aufmerksam hin. „Jetzt!“, als die zwei Männer, die hier verantwortlich waren, einander gerade etwas zuriefen. Und ich sehe mich gebückt an der Barackenwand entlanglaufen. Warum gebückt? Um mich kleiner zu machen, um das bisschen Schatten auszunützen? Dann um die Ecke und von hinten unbemerkt, oder zumindest ohne verraten zu werden, eintreten.

Die Baracke war noch immer voller Menschen.

Die selektierenden SS-Männer und ihre Gehilfen standen mit dem Rücken zu mir. Ich ging schnell und unauffällig auf die vordere Tür zu, zog mich dort nochmals wie vorgeschrieben aus und stellte mich aufatmend in die Reihe des anderen SS-Manns. Ich hatte es geschafft und freute mich, gegen die Regeln verstoßen zu haben. Feig nennen konnte mich meine Mutter nicht mehr, aber ich war die kleinste und offensichtlich die jüngste in der Reihe, ein Kind, unentwickelt, unterernährt, ganz vorpubertär.

Alle Berichte, die ich über die Selektionen kenne, bestehen darauf, dass die erste Entscheidung immer endgültig war, dass kein auf die eine Seite Geschickter, und dadurch zum Tod Verdammter, je auf die andere Seite gekommen ist. Bitte, ich bin die Ausnahme.

Neben dem amtierenden SS-Mann, der sitzend, locker und gut gelaunt, gelegentlich eines der nackten jungen Mädchen Turnübungen vorführen

ließ, vermutlich um der langweiligen Beschäftigung etwas Vergnügen abzugewinnen, stand die Schreiberin, ein Häftling. Wie alt mag sie gewesen sein, neunzehn, zwanzig? Die sah mich in der Reihe stehen, als ich schon praktisch vorne war. Da verließ sie ihren Posten, und fast in Hörweite des SS-Mannes ging sie schnell auf mich zu und fragte halblaut, mit einem unvergesslichen Lächeln ihrer unregelmäßigen Zähne: „Wie alt bist du?“

„Dreizehn.“

Und sie, mich nachdrücklich mit den Augen fixierend, ganz eindringlich: „Sag, dass du fünfzehn bist.“

Zwei Minuten später war ich dran, schielte noch schnell zu der anderen Reihe hin, ängstlich, der zweite SS-Mann könnte zufällig herüberschauen und mich als eine erkennen, die schon abgelehnt worden war. Der war jedoch mit seiner eigenen Arbeit beschäftigt. Fraglich ist es auch, ob er mich bei einem eventuellen Seitenblick erkannt hätte. Denn wir verschwammen ihm sicher zu einem Brei von Untermenschentum. Auf die Frage nach meinem Alter gab ich die entscheidende Antwort, die ich meiner Mutter nicht abgenommen hatte, wohl aber dieser jungen Frau, die rechts neben dem Meister aus Deutschland stand. „Fünfzehn bin ich.“

„Die ist aber noch sehr klein“, bemerkte der Herr über Leben und Tod, nicht unfreundlich, eher wie man Kühe und Kälber besichtigt.

Und sie, im gleichen Ton die Ware bewertend: „Aber kräftig gebaut ist sie. Die hat Muskeln in den Beinen, die kann arbeiten. Schau Sie nur.“

Da war eine, die arbeitete für diese Verwaltung und strengte sich an für mich, ohne mich überhaupt zu kennen. Dem Mann war sie vielleicht ein wenig weniger gleichgültig als ich es ihm war, und er gab nach. Sie schrieb meine

Nummer auf, ich hatte eine Lebensverlängerung gewonnen.

Fast jeder Überlebende hat seinen „Zufall“, das Besondere, Spezifische, das ihn oder sie unvermutet am Leben erhalten hat. Meiner hat die Besonderheit, dass sich die Fremde einmischte. Die Menschen, die heute noch die Auschwitznummer am Arm haben, sind praktisch alle älter als ich, älter zumindest um die zwei, drei Jahre, die ich mir damals zugelogen habe. Ausnahmen gibt es, vor allem die Zwillinge, an denen der Dr. Mengele seine Aftermedizin ausprobiert hat. Dann gibt es noch welche in meinem Alter, die schon an der Rampe selektiert und gleich weiterverfrachtet wurden und, weil sie mehrere Kleidungsstücke übereinander trugen, nicht als Kinder erkannt wurden. Aber die waren dann eben nur an der Rampe, haben keine Nummer, waren nicht im Lager selbst. Um von dort wegzukommen, musste man eigentlich älter sein.

Es war nichts Gewöhnliches, es war nicht so, als ob einer, der Macht hat, sie nun blind und herrschaftlich und an einem beliebigen Objekt ausübt. Dies letztere war der Fall meines SS-Mannes, der nicht unbedingt geglaubt haben wird, dass der Arbeitseinsatz eines hungerten kleinen Mädchens (ich hatte immerhin schon 20 Monate lang nicht genug zu essen bekommen) den deutschen Endsieg erheblich vorantreiben oder die Endlösung erheblich aufhalten würde. Doch musste er den Fall so oder so entscheiden und meine Nummer entweder aufschreiben lassen oder nicht. In diesem Augenblick passte es ihm, auf meine eigentliche Retterin zu hören. Ich meine, seine Tat war willkürlich, ihre frei.

Sie war ja ein Häftling, und sie riskierte viel, wenn sie mir eine Lüge einflüsterte und sich dann für mich, die zu jung und klein für den Arbeitstransport war und die sie überhaupt nicht kannte, offen einsetzte. Sie sah mich in der Reihe stehen, ein zum Tod verurteil-

tes Kind, sie kam auf mich zu, sie gab mir die richtigen Worte ein, und sie hat mich verteidigt und durchgeschleust. Die Gelegenheit zu einer freien, spontanen Tat war nirgends und nie so gegeben wie dort und damals. Ich wiederhole es, weil mir nichts Eindringlicheres einfällt als die Wiederholung. Das hab ich erlebt, die reine Tat. Hört zu und bekrittelt sie bitte nicht, sondern nehmt es auf, wie es hier steht, und merkt es euch.

### Karl Stojka<sup>3</sup>

Anfang März 1945 wurde das Lager Flossenbürg aufgelöst. Man gab jedem von uns noch eine Handvoll Roggenkörner als Marschverpflegung, und dann führte man die noch marschfähigen Häftlinge auf die Landstraße, immer in Fünferreihen auf den Totenmarsch. 62.000 Häftlinge verließen so das Lager, es war noch Winter in diesem Jahr, und es war nass und kalt. Immer wieder musste die Marschrichtung der Kolonne geändert werden, um den heranrückenden Amerikanern auszuweichen.

Wir marschierten bei Tag in Richtung Regensburg, am Abend setzten wir uns einfach an die Ränder der Straße, es war uns egal, ob es regnete oder schneite, ob der Boden trocken war oder man sich in die großen Wasserlachen fallen ließ, es war egal, weil man einfach zu müde war, um noch etwas zu spüren. Die SS bildete einen großen Kreis um uns, und wer nach dem Kommando: „Niedersetzen!“ noch aufstand, wurde ohne Warnung niedergeschossen; es war ihre Art, die Kontrolle über die Häftlinge zu behalten. In den ersten drei bis vier Tagen wurden etwa 2.000 bis 3.000 Häftlinge, die nicht mehr gehen konnten oder vor Hunger und Durst umgefallen waren, am Straßenrand mit Genickschüssen

<sup>3</sup> Aus: *Karl Stojka/Reinhard Pohanka: Auf der ganzen Welt zu Hause. Das Leben und Wandern des Zigeuners Karl Stojka.* – Wien: Picus-Verl., 1994, Seite 52–60.



ermordet. Einigen SS-Wachen ging bald die Munition aus, sie erschlugen dann die Häftlinge mit dein Spaten oder erstachen sie mit den Bajonetten.

Ich hatte mich mit ein paar Wienern schon im Lager Flossenbürg zusammengetan, und wir hielten nun eisern zusammen, weil wir wussten, nur gemeinsam konnten wir diese letzten paar Tage überleben. Jeder passte auf den anderen auf, und wann immer es ging, marschierten wir gemeinsam. Ich war der Jüngste in der Gruppe, mein Bruder war gerade zwei Jahre älter. Mein bester Freund auf dem Marsch war Fredl, den alle aber immer nur Fredl riefen. Er war ein Wiener Jude und 18 Jahre alt.

Eines Abends lagen wir mit all den Tausenden anderen auf der Erde, und obwohl es kalt war und mein Kopf direkt auf der Erde lag, schlief ich ein. Mitten in der Nacht wachte ich auf, weil mich etwas am Kopf drückte, ich spürte etwas Hartes, und als ich herumtastete, bekam ich einen alten Strumpf in die Hände, der oben zugeknötet war. Ich spürte etwas Hartes und Rundes im Strumpf, und nun wurde ich neugierig. Ich dachte daran, dass wir zu Hause in Wien, wenn wir auf der Straße mit Murmeln spielten, diese immer in einen alten Strumpf geknötet hatten, all die schönen blauen, roten und gelben Murmeln, und als Kind, das ich trotz der dreizehn Jahre doch noch immer war, dachte ich, dass es schön wäre, auch hier Murmeln zu haben. Ich versuchte mit meinem Finger ein Loch in den Strumpf zu bohren, aber es gelang mir nicht, ich versuchte es mit den Zähnen, aber wieder ohne Erfolg. Da fiel mir ein Nagel ein, den ich irgendwann einmal von der Straße aufgehoben hatte und verborgen in der Hosentasche trug. Mit ihm bohrte ich ein, zwei Löcher in den Strumpf, und nun bekam ich endlich die Dinger heraus. Es war wertvoller als Murmeln, es waren kleine Bohnen, getrocknet und steinhart, aber es war Essen, und ich holte nun eine nach der anderen heraus und

begann darauf herumzukauen. Irgend- ein unglücklicher Häftling mag sie als seine letzte Reserve lange aufbewahrt und dann verloren haben, ich hatte sie gefunden, und sie gaben mir die Möglichkeit, wieder einen Tag länger zu leben. Die Bohnen schmeckten herrlich, ich nahm noch eine und noch eine und aß sie immer gieriger. Den Rest, etwa 40 Stück, steckte ich in meine Tasche, und als uns um drei Uhr die SS mit ihrem Pfeifen auf die Beine brachte und weitertrieb, erzählte ich Fredl und meinem Bruder, was ich in der Tasche hatte und gab jedem von ihnen etwas ab. Fredl sagte noch, dass wir nicht zu auffällig kauen sollten, sonst würden die anderen fragen, was wir essen, aber bis zum Abend hatten wir alles, was ich gefunden hatte, gegessen.

Am nächsten Tag ging es mir dafür sehr schlecht, ich hatte Durchfall und war zu schwach, um zu gehen, aber ich musste weiter, liegenbleiben wäre der Tod gewesen. Mein Bruder und Fredl sahen mir an, dass es mir schlecht ging, und sie wussten so gut wie ich, dass ich mich nicht alle paar Minuten hinsetzen durfte, weil mich sonst die SS erschossen hätte. Sie nahmen mich jeder unter einem Arm und trugen und schleiften mich in der Reihe mit. Ich konnte mich nicht mehr zurückhalten, und während ich so dahintaumelte, rann mir der blutige Kot an beiden Füßen herunter. Ich sagte ein paarmal, lasst mich, es ist aus, lasst mich niedersetzen und rettet euch, aber alle in meiner Reihe wussten, dass es das Ende für mich gewesen wäre, sie ließen mich nicht los und brachten mich so durch diesen Tag.

Ein paar Tage schleppten wir uns so weiter, nur wenige Kilometer am Tag, und eines Abends lagerten wir auf einem kleinen Hügel. Mein Onkel Jano, der mit uns marschierte, sagte plötzlich: „Schaut mal, da drüben.“ Wir schauten in die Richtung und sahen ein kleines Bauernhaus. Jano holte aus seinem Gewand eine kleine goldene Taschenuhr, Gott weiß, woher er sie hatte

und wem er sie abgenommen hatte, auf jeden Fall sagte er, muss einer von uns mit der Uhr zu dem Bauern dort und versuchen, dafür Essen einzutauschen. Jano selbst konnte nicht gehen, weil er einen wehen Fuß hatte. „Geh du“, sagte er, „du bist der Jüngste und Kleinste und Schnellste, zeig ihm die goldene Uhr und sag Hunger und Brot, Brot, Brot.“ Ich nahm die Uhr und arbeitete mich am Boden auf die Postenkette der SS zu, die Posten standen etwa 20–30 m weit auseinander. Es war noch am späten Nachmittag, ein fahles Licht lag über den Äckern, und ich drückte mich in eine Ackerfurche, um auf die Nacht zu warten. Langsam wurde es dunkel, und ich sah noch, wie in dem Bauernhaus ein Licht anging. Die Zeit erschien mir endlos, und auf einmal sah ich, wie ein SS-Posten genau auf mich zukam. Ich dachte schon, dass er mich sehen müsste, als er sich plötzlich umdrehte, um in die andere Richtung zu gehen. In dem Moment rannte ich los, fand einen Graben und war einige Minuten später atemlos vor einer Planke mit einem Tor. Ich ging einfach durch das Tor, und plötzlich standen vor mir der Bauer, seine Frau und zwei kleine Kinder, die sich an ihrem Rock festhielten. Der Bauer und seine Frau sahen mich an, und es war seltsam, sie waren überhaupt nicht erschrocken oder überrascht oder hatten gar Angst, warum auch, alles was sie sahen, war ein verhungertes Kind mit einer goldenen Uhr in der Hand, das immer nur „Hunger“ und „Brot“, „Brot“ vor sich hinsagte. Sie sahen die Uhr gar nicht an, der Bauer sagte: „Steck sie weg, du wirst sie sicher noch notwendiger brauchen.“ Dann ging er in das Haus und kam mit einem riesigen Laib Brot wieder, den er mir in den Arm drückte. Er sah mich lange an und sagte: „Komm, ich helfe dir zurückzugehen“, und wir gingen auf die hintere Seite des Bauernhofes. Dort lagen Hunderte von Häftlingen, die sich offensichtlich hier vor der SS versteckten. Ich bin sicher, der Bauer hätte auch mich versteckt, aber was hätten meine Freunde und

mein Bruder ohne mich gemacht, denn sie lagen da draußen auf dem Feld und hofften auf ein Wunder, das ich ihnen bringen sollte. Der Bauer und ich schlichen uns knapp an die Postenkette heran und warteten etwa eine Viertelstunde, dann drückte er plötzlich meinen Arm und sagte: „Los jetzt!“, und ich rannte, ohne viel nach rechts und links zu sehen, über den Acker, und es schien mir Stunden zu dauern, bis ich wieder bei meinen Freunden war.

Sie nahmen mich sofort in die Mitte, damit niemand das Brot sehen konnte, und mein Onkel sagte: „Mein Gott, wie hast du diesen großen Laib schleppen können?“, denn er wog mindestens drei bis vier Kilo. Mein Onkel nahm das Brot und schnitt jedem eine Scheibe ab, nur eine dünne Scheibe, den Rest nahm er in Verwahrung. Ich biss in die dünne Scheibe, und es schien mir, als hätte ich nie in meinem Leben etwas Besseres gegessen. An diesem Abend legte ich mich glücklich zum Schlafen auf die Erde, wir hatten wieder einen Tag überlebt und für die nächsten Tage zu essen. Um drei Uhr früh mussten wir schon weiter, und als wir marschierten, spürte ich die goldene Uhr in meiner Hosentasche, und ich suchte meinen Onkel, um sie ihm zurückzugeben. Er gab mir noch eine Schnitte Brot dafür, und jeden weiteren Tag, der folgte, bekam jeder von unserer Gruppe eine kleine Schnitte Brot. Dieser Bauer hat uns mit seinem Laib Brot das Leben gerettet, und auch ich war unsagbar stolz darauf, mit meinem Mut das Leben von zehn Menschen gerettet zu haben.

Wir aber gingen weiter in Richtung Rötz, es war inzwischen der 15. April geworden. Jeden Meter fiel einer der Marschierenden um, und hinter uns hörte man den ganzen Tag das Krachen der Gewehrschüsse. Am nächsten Tag liefen vor uns 20–30 Häftlinge plötzlich aus der Kolonne auf ein Feld und begannen mit bloßen Händen in

der Erde zu graben, und die SS begann auf die Menschen zu schießen. Einige fielen sofort um, die anderen rannten zurück zur Kolonne. Ich sah, wie einer dieser Häftlinge nun vor mir marschierte, er blutete fürchterlich aus einer Wunde an der rechten Schulter, und das Blut lief seine Arme in Strömen hinunter, aber in den Händen hielt er eine kleine Steckrübe, die auch schon voll Blut war, und er biss immer wieder hinein. Nach 20 Metern fiel er wie ein Stein um und war auf der Stelle tot. Die blutige Steckrübe fiel ihm aus den Händen, und sofort stürzten sich die anderen Häftlinge darauf und versuchten, einen blutigen Bissen zu erwischen. Leider war ich zu langsam, um einen Happen zu bekommen. Neben der Straße lagen auf einem Haufen Zuckerrüben etwa 40–50 erschossene Menschen, gestorben wegen alter und vertrockneter Rüben aus dem vergangenen Herbst.

Die amerikanischen Flugzeuge kamen nun immer öfter, sie beobachteten uns, und einmal schossen sie in eine ganze Horde von SS-Männern, die es längst aufgegeben hatten, zurückzuschießen und nur mehr versuchten, sich unter Bäumen in Sicherheit zu bringen. Die SS-Männer gaben es nun auf, die Häftlinge zu erschießen, auch sie spürten, dass das Ende des Krieges nahe war. Am 20 April 1945 kamen wir nach. Wir marschierten durch das Dorf, und die Dorfbewohner sahen uns an, als ob wir wilde Tiere wären, und ich glaube, wir müssen auch so ausgesehen haben. 500 Meter hinter dem Ort setzten wir uns alle auf einer großen Wiese nieder, die SS wusste nicht mehr, wohin wir marschieren sollten, und so fand der Todesmarsch von Flossenbürg ein Ende. Ich saß auf einem Grasbuschen, als ich bemerkte, dass ich auf einem Feld voll Zichorie saß. Ich kannte das Gemüse gut, als Kind hatte ich es immer für die Hasen unseres Nachbarn gesammelt. Ich riss ein Bündel aus und begann darauf herumzukauen und bot auch den anderen davon an.

Mein Bruder sagte lachend: „Da hast du dein Geburtstagsgeschenk“, und auch mir fiel es auf einmal ein, dass heute ja der 20. April war, mein Geburtstag und auch der von Adolf Hitler, ich war an diesem Tag 14 Jahre alt geworden, er 56 Jahre.

#### **Ilse Aichinger<sup>4</sup>**

Ellen fuhr aus dem Schlaf. Sie setzte sich auf, starrte verwirrt in die Finsternis und vergaß den Traum. Sie vergaß ihn sofort und so vollständig, als hätte er ihr Herz niemals durchdrungen, als hätte er ihr niemals Salz und Wasser in die verschlossenen Augen getrieben. Sie stieg leise aus dem Bett und beugte sich aus dem Fenster. Aber man sah nicht hinunter. Irgendwo im Flurschlurften Schritte, das Haustor ging. Es knirschte und stöhnte. „Nein“, sagte Ellen heiser. Sie machte einen Schritt auf das Bett der Großmutter zu und blieb stehen. Sie trat drei Schritte zurück und wieder zwei vor, es sah aus wie ein altmodischer Tanz. Aber es war keine Zeit mehr, um zu tanzen. Sie kommen die Stiegen herauf – sie nehmen drei Stufen auf einmal – vier Stufen – fünf Stufen – „Sie holen dich, Großmutter!“ Ellen schrie auf. Sie steckte die Fäuste in den Mund und biss sich in die Finger. Sie wollte alle Gedanken auf einmal haben und hatte keinen. Das Gift auf dem Tisch leuchtete aufdringlich, in einem fremden Licht. Die alte Frau erwachte, richtete sich auf und griff mit beiden Händen danach. Sie schien ruhig und gar nicht erstaunt. „Gib her“, sagte sie. Ellen hockte zu ihren Füßen und starrte ihr verblüfft in die stillen Augen. „Das bist du! Groß bist du, Großmutter, der Wolf kann dich nicht verschlingen!“

„Gib es mir!“ wiederholte die Großmutter scharf.

<sup>4</sup> Aus: *Ilse Aichinger: Die größere Hoffnung*. Roman. – Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verl., 1974. – (Fischer-Taschenbücher; 1432) Seite 22–29.



„Nein“, stammelte Ellen, „nein, ich hol dich heraus, ich will dich verstecken – komm auf den Dachboden, schnell, oder hier in den Schrank, und ich werde dich verteidigen – ja, ich schlage sie nieder und du wirst sehen, wie stark ich bin!“

„Sei still“, sagte die Großmutter abweisend, „sprich nicht so groß, tu, was ich dir sage!“

„Sei gut zu mir“, bettelte Ellen.

„Ja“, sagte die Großmutter, „nachher.“

„Nein“, schrie Ellen, „nachher hast du keine Zeit mehr!“ „Beeil dich!“ drängte die alte Frau.

Ellen stand auf. Sie drehte das Licht an, ging auf den Tisch zu, nahm das Gift in die linke Hand und ein Glas Wasser in die rechte und näherte sich damit der Großmutter.

„Mehr Wasser!“

„Ja“, erwiderte Ellen. Ihre Bewegungen waren steif und vorsichtig. Sie füllte das Glas frisch.

„Verschütte nichts!“ sagte die Großmutter. Ellen hielt ihr das Glas an die Lippen. Dann fütterte sie ihre Großmutter mit dem Gift wie ein Spatz sein Junges und brach gleich darauf neben dem Bett zusammen.

„Steh auf!“ sagte die Großmutter. Ellen stand auf. Hölzern, mit herabhängenden Armen stand sie neben dem Bett. Eine fremde Stimme drang aus den Kissen, losgelöst und verlassen von allem, was rundherum war, und nicht mehr sich selbst gehörig. „Wenn sie jetzt kommen, öffne die Tür, sei höflich, sprich nichts und lass alles geschehen.“

„Sie werden dich aus dem Bett zerren, Großmutter“, sagte Ellen, aber auch in ihren Worten lag schwer und geduckt das Verstumme.

„Meine Knochen, mich nicht!“

„Sie werden dich mit den Füßen treten, wenn sie entdecken, dass du Gift genommen hast!“

„Ihre Füße können mich nicht erreichen.“

„Sie werden dich beschimpfen, Großmutter.“

„Falsch verbunden, alles falsch verbunden. Ich habe meine Nummer geändert.“

„Ja“, sagte Ellen angstvoll, „ich glaube, dass du jetzt eine Geheimnummer hast!“

„Geh und horch auf den Flur hinaus!“

Ellen ging und horchte. Sie lehnte sich an die Flurtür und hielt den Atem an. Zuerst war nichts zu hören, aber dann kamen Schritte. Langsam tappten sie herauf, verstummten und tappten weiter. „Betrunken –“, flüsterte Ellen, „sie lassen sich Zeit, sie denken, sie haben uns sicher!“ Triumph durchfuhr sie. „Es ist gut, was ich getan habe, es ist gut, es ist gut!“ Und aus allen Ecken tauchten die verblüfften, zornigen Gesichter der Häscher. Ellen floh ins Zimmer zurück. „Es ist gut, es ist gut –“ und sie barg ihren Kopf an den absinkenden Schultern der Großmutter.

„Sie werden auf dich losgehen, und du machst einen kleinen Schritt, Großmutter, und sie fliegen ins Leere – einen kleinen Schritt – einen ganz kleinen Schritt. Und du hast ihn getan!“ Die Großmutter richtete sich auf und stützte sich auf die Ellbogen, ihr Gesicht glühte. Sie packte Ellen an den Händen. Da saßen sie wie Kinder am Heiligen Abend, wie Kinder, die durch das Schlüsselloch geschaut haben und zu triumphieren versuchen.

„Wir haben sie überlistet – wir haben sie überlistet! Schau, ihre zitternden Kiefer, ihre schlotternden Knie, ihre aufgeblasenen Wangen!“

Wieder tauchte aus allen Winkeln die Enttäuschung der Häscher. „Siehst du sie,

siehst du sie? Jetzt nehmen sie die letzten Stufen. Und jetzt stehen sie still. Sie torkeln und halten sich aneinander. Sie vergleichen die Namen an der Flurtür. Sie sehen den Stern und höhnen. Aber sie sind den falschen Weg gegangen. Tausend unschuldige Kinder bringen sie um und keines ist das richtige. Jetzt suchen sie die Glocke – die Glocke läutet nicht – sie heben die Fäuste, und jetzt –“ Alles blieb still. Die alte Frau sank zurück.

„Nein“, sagte Ellen zum zweiten Mal. Sie riss den Mund auf, wollte schreien, aber die Luft ballte sich zum Klumpen und drohte sie zu ersticken. Sie rannte hinaus, tastete sich bis zum Flurfenster und zog es vorsichtig auf: finster – stockfinster, kein Laut – kein Atemzug – nichts. Mit zitternden Fingern begann Ellen die Schlüssel zu suchen. Sie drehte das Licht an und sperrte die Tür auf. Sie trat hinaus und sagte: „Kommt – so kommt doch – ihr könnt ruhig kommen!“ Sie stand auf der Schwelle und breitete hilflos die Arme aus. „Kommt uns holen, Gott erlaubt es – meine Großmutter hat Gift genommen und ich will mit, ich will zu Georg!“ Aber niemand kam.

„Nein“, sagte Ellen noch einmal. „Sie haben etwas vergessen, sie werden zurückkommen!“ Sie kauerte nieder und wartete. Die Zeit verrann. Aber niemand kam zurück. Ein Nachtfalter schwirrte vor ihrem Gesicht und setzte sich auf ihre Hand, Ellen schüttelte ihn ab. Sie stand auf und sperrte die Tür wieder zu. Sie strich ihr Hemd glatt und steckte die Spange fester. Dann legte sie die Schlüssel in die Lade zurück und nahm einen Mantel um, einen schwarzen Mantel, der ihr nicht gehörte. Sie schob die Lade zu, legte die Kette vor die Tür und schlich ins Zimmer zurück. Ihre nackten Sohlen verursachten ein kleines dumpfes Geräusch. Unter der Bettlampe stand das halbleere Glas. „Zu sehr am Rand“, murmelte die Großmutter. Ellen schob es in die Mitte. „Es wirkt langsam“, flüsterte die Großmutter.

„Du wirst einschlafen“, sagte Ellen, „und wenn du aufwachst –“ Die alte Frau winkte ab.

„Großmutter!“

„Ja?“

„Nächste Woche ist dein Geburtstag. Und da wollte ich – ich wollte dir noch sagen –“.

„Diese Woche“, sagte die Großmutter deutlich, „diese Woche ist ein viel besserer Tag.“

„Sei gut zu mir“, sagte Ellen, „du hast es versprochen, nachher, hast du gesagt, und jetzt –“ Ihr Mund zuckte.

„Es läutet“, lächelte die alte Frau. Ellen hörte es nicht. Es war ein anderes Läuten.

„Sie kommen“, seufzte die Großmutter unhörbar und schloss die Augen. Ihr Kopf fiel plötzlich zur Seite.

Ellen umklammerte die Sterbende und suchte ihr Gesicht. „Großmutter, spuck es aus, stirb nicht – stirb nicht, Großmutter!“ Die welken Lippen im Halbdunkel verzerrten sich, der Kopf hob sich und sank zurück. Bei diesem Versuch blieb es.

Ellen sprang auf das Bett wie eine junge Katze. Sie packte die Großmutter an beiden Armen und versuchte sie aufzurichten. Sie rüttelte und schüttelte verzweifelt. Unwillig stöhnte die Greisin.

„Lieber Gott, was tut man gegen das Sterben?“ Das alte Bett krachte in allen Fugen. „Großmutter, wach auf, nimm dich zusammen – man stirbt nicht, wenn man nicht will!“

Mit offenen Augen hörte die Nacht diese merkwürdige Predigt gegen den Tod. Das Zentrum ihres Auftrags schien näher zu rücken.

Ellen hob ihren runden, schwarzen Kopf witternd in die Finsternis, sie dachte

nach. Die Sterbende begann jetzt zu röcheln. Ellen kniete über ihr und horchte; alle ihre Sinne standen offen. Die Großmutter wollte noch etwas – sie verlangte und ihr Verlangenschien unersättlich. Ihre Hände befreiten sich aus der Umklammerung und begannen wiederum ruhelos über die Decke zu tanzen.

„Was suchst du? Weißt du, was du suchst, Großmutter?“ fragte Ellen. „Einmal war es dein Taschentuch, ein anderes Mal wieder dein Opernglas, und zuletzt das Gift. Aber wolltest du nicht etwas ganz anderes? Großmutter, warum hast du nicht nachgedacht?“ Ellen zitterte vor Angst. Sie packte die ruhelosen Hände, aber sie waren nicht zu bändigen. Sie nahm den dünnen, weißen Zopf und riss daran, aber die Großmutter gab keine Antwort.

„Was suchst du – sag mir, was du suchst, ich will dir alles geben! Großmutter, so sag doch wenigsten: sprich nicht so groß – Großmutter, warum antwortest du nicht, Großmutter, willst du leben?“ Wie gejagt flohen die Atemzüge aus den halboffenen Lippen der Sterbenden. Ellen senkte lauschend den Kopf und stemmte die Finger in die Matratzen.

„Willst du leben?“

„Ja“, seufzte die Nacht stellvertretend und legte die Hände auf die Schultern der alten Frau.

„Dann mach ich dich lebendig“, sagte Ellen entschlossen, und noch immer funkelte das Kreuz über der Landkarte. Verzehrender Wille durchbrauste sie, riss ihr Herz auf und öffnete ihre Ohren. Aber in diesem großen Sturm verstand man keine Stimme. Ellen sprang auf den Fußboden und holte ihr schwarzes, dickes Gebetbuch aus dem alten Schrank, auf der letzten Seite standen die Sterbegebete. Sie begann, erschrak vor ihrer Stimme und ließ das Buch wieder fallen. Das Röcheln wurde leiser. „Bleibe“,

flüsterte Ellen, „bleib da, lass mich nachdenken. Hab ich dir nicht das Gift gegeben? Muss ich dich nicht erwecken?“

In dieser Sekunde durchzuckte sie die Idee, zum Arzt zu laufen. Aber der wohnte weit weg und einen andern durfte man nicht holen. Und falls die Großmutter dann noch lebte, was konnte er tun? Ein Schlauch, ein langer Schlauch in den Magen – das wusste Ellen. Aber verlangten diese tanzenden, unersättlichen Hände nach einem Schlauch? Ellen schüttelte den Kopf. Sie presste die Knie an den Bettrand und schwieg.

„An den Flüssen Babels saßen sie und weinten –“ sagte die Nacht unvermittelt. Das hörte Ellen und sie sah sie an den Flüssen sitzen und sie sah, wie die Flüsse immer größer wurden von ihren Tränen. Aber sie sprangen nicht hinein. Sie warteten, sie warteten immer noch und sangen fremde traurige Lieder und sprachen singend weiter. Vier von ihnen standen auf und kamen auf das alte Bett zu. Gleich würden sie die Großmutter packen und sie würden sie hinaustragen auf den letzten Friedhof, der furchtsam im grauen Morgen schlief. Und sie würden beten, singen und weinen, aber ihre Gebete blieben wie leere Schläuche am Boden liegen, stumm und traurig. Der Wein ist abgeleitet. Dieser Friedhof hatte die älteste Geheimnummer, aber seine Wächter hatten sie vergessen, und alle, die dort lagen, litten darunter. Sie hatten ebenso wie Ellens sterbende Großmutter ihr ganzes Leben nach allen möglichen Dingen verlangt, die sie gar nicht wollten, sie hatten alle möglichen Nummern angerufen, aber im Grund waren sie immer falsch verbunden gewesen, denn keine war die Geheimnummer. „Wartet“, rief Ellen fiebernd. „vielleicht weiß ich sie, vielleicht weiß ich sie für euch! Wollt ihr leben?“

„Ja“, sagte die Nacht zum zweitenmal. „Ja“, sagte sie ungeduldig, denn schon



stieg der Morgen erobernd über die Dächer. Die Nase der Großmutter trat spitz hervor, ihre Wangen fielen ein. Der Meister selbst tat die letzten Griffe und verwischte das Verwischende. Ellen riss die Augen auf, sie bewegte formend die Hände, als könnte sie der Dämmerung das Wort entreißen, das die Großmutter erweckte. Zum Sprung geduckt lag sie am Fußende des Bettes und verharrte in Stille, in dem Schweigen der Bereitschaft.

Das Hemd der Großmutter war zerrissen, die Decke abgeworfen. Mit ihren letzten Schatten ersetzte sie die Nacht. „Großmutter, was suchst du? Großmutter, willst du leben?“ Durch eine kleine Bewegung lockerte sich der Draht der Bettlampe. Das Licht ging aus. Noch einmal zuckte der Kopf der Sterbenden vor der nahenden Finsternis zurück, der Körper bäumte sich auf. Ellen sprang, sie packte das halbleere Glas. Drei Schluck fehlten. Und sie goss den Rest des Wassers über die weiße eckige Stirne, über

Hals und Brust in die steifen Kissen, und sie sagte mitten in das letzte einsame Röcheln: „Großmutter, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen.“

Die Nacht sank dem Tag in die Arme.

In dieser Nacht war ein kleiner, verzweifelter Deserteur gegen zwei Uhr heimgekommen und am Morgen verhaftet worden.

Günther Weixlbaumer

## DIE TÄGLICHE BEGEGNUNG MIT DER GESCHICHTE – LEBEN UND ARBEITEN IM INSTITUT HARTHEIM IN OBERÖSTERREICH

*Deskriptoren:* Hartheim <Alkoven>/Behindertenheim; Hartheim <Alkoven>/Konzentrationslager/Euthanasie.

Allein die bislang bekannt gewordenen Schicksale von Kindern und Jugendlichen, welche aus verschiedenen Gründen nicht in das ideologische Konzept des NS-Regimes passten, werfen ein bezeichnendes Licht auf den Wahn dieses politischen Systems und die darin involvierten Gefolgsleute.

Schloss Hartheim (Oberösterreich)  
(© DI Wolfgang Schuhmann)

Es ging nicht nur darum, dass Kinder den Gefahren des Krieges, dem Hunger, seelischem Leid durch die Trennung von ihren Familien, auch rassistischer Verfolgung ausgesetzt waren, dass man sie in Lagern gefangen gehalten hat. Es ging auch um Euthanasie in einigen durch das Regime entsprechend umfunktionierten Krankenanstalten und Heimen, welcher geistig, psychisch und mehrfach beeinträchtigte Kinder zum Opfer fielen.

Schloss Hartheim – wohl eines der schönsten Renaissanceschlösser im Lande – war vor seiner Enteignung durch das NS-Regime (1939) eine vom damaligen Oberösterreichischen Landeswohltätigkeitsverein gut geführte und pädagogisch zeitgemäß arbeitende Behinderteneinrichtung in der Gemeinde Alkoven nahe Linz.

Schloss Hartheim passte offenbar als Objekt für die mörderischen Absichten des Regimes und sollte schließlich in der Tat eine der effizientesten Euthanasieanstalten des Dritten Reiches werden. Wie viele Kinder und Jugendliche sich unter den etwa 18.000 geistig, psychisch oder mehrfach beeinträchtigten Menschen befanden, die vor den in der Folge zusätzlich etwa 12.000 Häftlingen aus Konzentrationslagern sowie Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen zwischen 1940 und 1944 in Hartheim ermordet wurden, konnte leider noch nicht hinreichend erforscht werden. Bekannt ist allerdings, dass neben anderen Anstalten in der „Ostmark“ besonders die Kinderfachabteilung „Am Spiegelgrund“ in Wien für Euthanasiezwecke zur Verfügung gestanden ist.

Nach dem Ende des 2. Weltkrieges und des NS-Regimes ist diese Thematik offenbar zunächst einmal verdrängt worden oder überlagert gewesen durch unzählige andere Nachkriegsprobleme. Für Behindertenarbeit im Sinne der Führung von Heimen und Werkstätten für geistig und mehrfach behinderte Menschen gab es bedingt durch die noch nicht lan-





ge zurückliegenden Massenmorde zu dieser Zeit vermutlich auch keinen großen Bedarf.

Dessen ungeachtet teilte der 1946 reaktivierte OÖ. Landeswohltätigkeitsverein bereits 1947 der Landesregierung mit, die Behindertenarbeit wieder aufnehmen zu wollen. Die Landesregierung sollte das zwischenzeitig als Notquartier für Flüchtlinge dienende Schloss räumen, was zugesichert, dann aber nicht realisiert wurde. Somit konnte man zwar Vorgespräche führen, diesen Plan aber nicht realisieren. 1948 wurde der Verein allerdings wieder in seinen alten Besitzstand versetzt.

Bedingt durch die Hochwasserkatastrophe 1954 benötigte die Gemeinde für die Geschädigten dringend Ersatzwohnungen; auch dafür sollte Schloss Hartheim herangezogen werden. Die für diese Zwecke zur Verfügung gestellten Wohnungen wurden dann aber vielfach nicht mehr verlassen. Die Vereinsarbeit beschränkte sich in der Folge eher auf die Verwaltung der damals bereits stark in Mitleidenschaft gezogenen Liegenschaft.

Es sollte bis in die späten 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts dauern, bis der OÖ. Landeswohltätigkeitsverein einen Neustart in der Behindertenarbeit wagte. Der Bedarf an der Unterbringung von behinderten Kindern war mittlerweile wieder gegeben und es gab zu dieser Zeit kaum entsprechende Betreuungsplätze.

Schloss Hartheim wieder als Ort für diese Aufgabe einzusetzen, war inzwischen nicht mehr gewünscht und wäre auch nicht möglich gewesen: aus den zunächst nur als Ausweichquartier gedachten Räumen waren inzwischen Sozialwohnungen geworden. Den Mietern war es möglicherweise nicht einmal bewusst, wozu das Haus nicht einmal 20 Jahre vorher dienen musste oder sie hatten sich schlicht damit abgefunden.

Dass auch dies möglich war, wurde spätestens klar, als nach vielen und umfang-

reichen Bemühungen zur Veränderung der unwürdigen Situation das Schloss im Zuge seiner endlich möglichen Generalsanierung und Adaptierung zum Lern- und Gedenkort im Jahre 2000 völlig geräumt werden musste. Manche Mieter wollten die Wohnungen nicht verlassen, obwohl ihnen zeitgemäß ausgestattete und sehr kostengünstige Ersatzwohnungen in einem eigens für sie errichteten, nahegelegenen Sozialwohnbau angeboten wurden.

1968 konnte der OÖ. Landeswohltätigkeitsverein unter neuer Leitung endlich dem steigenden Bedarf entsprechend seine ursprüngliche Arbeit wieder aufnehmen und einige hundert Meter westlich des Schlosses eine Einrichtung für behinderte Kinder gründen: das „neue“ Institut Hartheim.

In den 40 Jahren seines Bestandes hat sich nun das Institut Hartheim aus sehr bescheidenen Anfängen zu einem allgemein bedeutenden und angesehenen Träger der oberösterreichischen Behindertenhilfe entwickeln können. Hatte man in den 60er-, 70er- und 80er-Jahren des vorigen Jahrhunderts offenbar noch Schwierigkeiten, ausreichende Mittel für den Betrieb zu bekommen, ausgebildetes Personal zu finden und dem entsprechend professionell arbeiten zu können, so ist die Situation dieses gemeinnützigen Sozialunternehmens in den letzten 18 Jahren geprägt durch einen kontinuierlichen Aufschwung in jeder Hinsicht.

Schloss Hartheim mit seiner unseligen Geschichte stellt für das Institut Hartheim dauernd einen besonderen Auftrag dar, nämlich durch eine besonders engagierte Arbeit für geistig und mehrfach schwer beeinträchtigte Menschen auf den Wert des Lebens zu verweisen, auch wenn dieses durch Beeinträchtigungen geprägt sein sollte.

Das machte es auch erforderlich, den Betrieb an höhere Standards heranzuführen und zu professionalisieren, mehr und besser ausgebildetes Personal zu be-

kommen, aber auch die Infrastruktur zu verbessern. So wurde das Institut etliche Jahre lang saniert, umgebaut, durch architektonisch interessante Bauteile und Außenanlagen ergänzt und insgesamt aufgewertet. Gleichzeitig wurde im Sinne einer Dezentralisierung und damit verbesserten Integrationsmöglichkeiten vor allem aber auch die Schaffung von Außenstellen vorangetrieben. Heute verfügt das seit 1998 als gemeinnützige BetriebsGmbH agierende Sozialunternehmen neben der ebenfalls umfangreicher gewordenen Zentrale in der Ortschaft Hartheim bereits über mehr als 10 Außenstellen im Umkreis von etwa 30 Kilometern und ist überdies „Pate“ für die 1995 erfolgte Gründung des Sozialunternehmens Schön für behinderte Menschen in Micheldorf.

Abgesehen davon, dass im Institut Hartheim größter Wert darauf gelegt wird, den ihm anvertrauten Menschen bedarfsadäquate Wohnverhältnisse und dazu bestmögliche Begleitung und Betreuung sowie eine dem Hilfebedarf entsprechende Beschäftigung und Förderung anbieten zu können, wird auch die medizinische und therapeutische Versorgung sichergestellt.

Dazu kommt, dass in Hartheim der Kultur in ihren verschiedensten Formen große Bedeutung beigemessen wird. Gemeint ist etwa die Möglichkeit, gegebenenfalls ein bildnerisches Talent professionell angeleitet und begleitet in einem eigens dafür geschaffenen Atelier entfalten zu können. Die eigens diesem Zweck zugeordnete Einrichtung „KunstFormenHartheim“ -angesiedelt im Schloss Hartheim – dient für Ausstellungen oder fallweise auch Workshops, insbesondere aber zur Sammlung und Archivierung von Werken geistig beeinträchtigter Menschen.

Ferner steht in Form einer professionell geleiteten Theatergruppe die Möglichkeit offen, sich der darstellenden Kunst zu widmen und über diesen integrativen Weg Zufriedenheit und Anerkennung zu finden. Mit dem Fach „Klang & Farbe“

und der Möglichkeit, andere Fächer der Landesmusikschule besuchen zu können, wird jenen Klienten gedient, die daran besondere Freude haben. Schließlich zählen auch diverse Sportangebote zum Programm einer sinnvollen und organisierten Freizeitgestaltung.

Hartheim ist trotz seiner traurigen Geschichte jetzt nachweislich kein Ort der Traurigkeit, vielmehr kann Hartheim heute als eine muntere Grußadresse an jene gesehen werden, die vielleicht mit dem Begriff „Wert des Lebens“ nichts anzufangen wissen.

Und heute? Berichte wie jener über eine von den betroffenen Eltern veranlasste Klage und die daraufhin erfolgte Verurteilung eines Arztes zum Schadenersatz wegen der Nichtverhinderung der Geburt eines Babys mit Beeinträchtigung oder ein anderer über die in den letzten paar Jahren auffällig – bis nahe Null – reduzierte Zahl der Geburten von Babys mit Down Syndrom in Österreich sind offenbar bezeichnend für unsere Zeit. Warum diese Lebewesen unerwünscht sein

sollten, wird wohl kaum jemand ethisch begründen oder hinreichend erklären können. Müssen derartige Entwicklungen in unserer Gesellschaft, in unserem Sozialstaat nicht als äußerst bedenklich und besorgniserregend empfunden werden?

Es wäre in Kenntnis solcher Fakten gar nicht so abwegig zu meinen, in einer ziemlich gefährlichen Zeit und lebensfeindlichen Gesellschaft zu leben. Wie sonst könnte man denn überhaupt auf die abstruse Idee kommen von Schuld zu sprechen, wenn ein beeinträchtigtes Kind zur Welt kommt? Was hat es zu bedeuten, wenn es unsere Gesetze offenbar ermöglichen, dass die Rechtssprechung in einem solchen Fall gewissermaßen von einem Schaden spricht? Kann damit indirekt nicht vielleicht auch gemeint sein, dass es wieder „unwertes“ Leben gibt?

Gleichzeitig – aber dafür werden sich wohl nicht zu viele Bürger interessieren wollen – bringen die sehr eingehenden Recherchen unserer Historiker mehr und

mehr grauenhafte Details über die Euthanasie in der NS-Zeit zutage, auch jene, von welcher Kinder betroffen waren. Diese Forschungsergebnisse zeigen auf, wohin es letztlich führen kann, wenn ideologisch irreführende Menschen glauben, regulierend in die Schöpfung eingreifen zu können oder gar zu müssen – in welcher Form und Art auch immer.

Diese unangenehmen Fragen und Bemerkungen mögen besonders im Lichte der Arbeit für Menschen mit Behinderungen, aber auch im Bezug zur NS-Vergangenheit unseres Landes und des entsprechend belasteten Ortes Hartheim verstanden werden. Immerhin wurden damals systematisch geplant neben zehntausend geistig beeinträchtigten und psychisch kranken Erwachsenen vermutlich auch Tausende ebenso beeinträchtigte Kinder und Jugendliche ermordet. Dass man für diese Tötungen die euphemistische Bezeichnung Euthanasie wählte, trug letztlich nicht – wie vielleicht beabsichtigt gewesen – dazu bei, diesen Prozess irgendwie humaner oder gar akzeptabel zu machen.



Alfred Steingruber

# DER BEHINDERTENBEGRIFF IM MATERIELLEN ÖSTERREICHISCHEN RECHT – ENTWICKLUNGSLINIEN IN DER 2. REPUBLIK

*Deskriptoren:* Österreich / Behinderung / Rechtsnormen / Geschichte 1945–2005; Österreich / Behinderung / Rechtsgeschichte.

## I. Kurzer historischer Abriss

### A. Behindertenrecht in der 1. Republik

Die Betreuung behinderter Menschen fiel nach Art 12 B-VG unter den Kompetenztatbestand des Armenwesens. Die Bestimmungen der Armenversorgung der Monarchie blieben gem § 3 Abs 2 ÜG 1920 (idF BGBl 1925/368) materiell in Geltung. Dem Bund war eine Grundsatzgesetzgebungskompetenz binnen 3 Jahren eingeräumt worden, wovon jedoch nicht Gebrauch gemacht wurde. Daraufhin haben die Länder die bisherigen Bestimmungen als Landesgesetze übernommen.<sup>1</sup> Inhaltlich handelt es sich bei diesen Regelungen um das HeimatG 1863 (RGBl 105). Diese Regelungen blieben im Wesentlichen bis zur Einführung des deutschen Fürsorgerechts (s unter I.B.1.) in Geltung. Die Landesgesetze regelten die Unterbringung von armen Blinden, Tauben Geisteskranken, Blödsinnigen und Krüppelhaften in entsprechende Anstalten, was jedoch den Gemeinden überantwortet wurde. Das Armenwesen bzw die öffentliche Fürsorge war in der Ersten Republik insgesamt kaum ein Thema für den Nationalrat. Das Augenmerk richtete sich mehr auf Kriegsver-

sehrte und die negativen Folgen eines Arbeitsverhältnisses.<sup>2</sup>

### B. Zur Situation Behinderter nach dem „Anschluss“

#### 1. Einführung des deutschen Fürsorgerechts<sup>3</sup>

Die am 3. September 1938 per Verordnung eingeführten fürsorgerechtlichen Vorschriften stammen aus dem Jahre 1924<sup>4</sup>, also noch aus der Weimarer Republik und enthielten noch keine nationalsozialistische Ideologie. Jedoch wurde durch exzessive Auslegung zB des § 20, der die Anhaltung arbeitsscheuer Fürsorgeempfänger in geschlossenen Anstalten vorsah, recht bald eine breite Palette alter und neuer Internierungsmöglichkeiten gegen gesellschaftliche Außen-seiter (Asoziale) gefunden.<sup>5</sup>

Das Konzept der NS-Fürsorge bedeutete eben nicht Fürsorge für alle, sondern sollte nur jenen zugute kommen, die den Zielen und Normen der NS-Gesellschaft entsprachen. Diese waren selektiv auf Nützlichkeit und Brauchbarkeit ausgerichtet.<sup>6</sup>

2 Vgl Sozialhilfe, in: Schriftenreihe Arbeit, Recht, Gesellschaft der AK Wien (1989) 11.

3 VO über die Einführung fürsorgerechtlicher Vorschriften im Land Österreich v 3. 9. 1938.

4 VO über die Fürsorgepflicht v 13. 2. 1924, RGBl I, 100.

5 *Ayaß*, in: Nicht der Einzelne zählte ... „Gemeinschaftsfremd“ im nationalsozialistischen Österreich, in: 30 Jahre DOWAS Innsbruck (2006) 77 ff.

6 *Malina*, Vortrag v 23. 10. 2006 an der Internationalen Bundestagung der SozialarbeiterInnen, Velden aW.: „Ausgrenzen, kontrollie-

#### 2. Das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses (GzVeN)

Dieses Gesetz wurde am 14. Juli 1933 – also nur Monate nach der am 30. Jänner 1933 erfolgten Ernennung Hitlers zum Reichskanzler – beschlossen und trat am 1. Jänner 1934 in Nazi-Deutschland in Kraft. Es beruhte auf der Annahme der Vererbbarkeit von Krankheiten und Behinderungen aller Art und war die Rechtsgrundlage für die Zwangssterilisation betroffener Bevölkerungsgruppen. Zusammen mit dem Ehegesundheitsgesetz (EGG) vom 18. Oktober 1935 bildete es überdies die Grundlage für das Verbot von Ehe und Nachkommenschaft für Menschen, die als „erbkrank“ definiert wurden. In Österreich traten beide Gesetze durch Verordnung vom 14. November 1939 am 1. Jänner 1940 in einer bereits eingeschränkten Fassung in Kraft. Die GzVeN-Novelle vom 31. August 1939 bestimmte, dass Zwangssterilisationen nur noch „wegen besonders großer Fortpflanzungsgefahr“ vorzunehmen seien. Diese in Österreich bereits eingeschränkte Praxis hängt auch damit zusammen, dass zu diesem Zeitpunkt bereits die weitergehende Maßnahme der Euthanasie praktiziert wurde.<sup>7</sup>

ren, selektieren: Der österreichische Anteil an der „Schwarzen Fürsorge“ im Nationalsozialismus“.

7 *Neugebauer*, Referat der Arbeitstagung „Die Wiener Psychiatrie im 20. Jahrhundert“, Wien, Institut für Wissenschaft und Kunst, 20./21. 6. 1997 (Quelle: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes).

1 *Pfeil*, Österreichisches Sozialhilferecht (1989) 36.

### 3. Das Euthanasieprogramm des NS-Regimes

Für das sog „Euthanasieprogramm“ gab es überhaupt keine Rechtsgrundlage. Es gab lediglich eine auf den 1. September 1939 rückdatierte „Ermächtigung“ des Führers *Adolf Hitler* zur Gewährung des „Gnadentodes“ für unheilbar Kranke.<sup>8</sup> Der Beginn der „Kinder-Euthanasie“ geht auf einen geheimen Runderlass des Reichsinnenministeriums vom 18. August 1939 zurück, der alle Hebammen und Ärzte verpflichtete, in den Kliniken Missgeburten (Idiotie, Mongolismus, Mikro- und Hydrozephalus, Missbildungen an den Extremitäten) sowie Kinder bis zu drei Jahren (später auf 17 Jahre ausgedehnt) mit diesen Leiden den Gesundheitsämtern zu melden. Im Rahmen der von der „Kanzlei des Führers“ organisierten Tötungsaktion (nach der Adresse Berlin, Tiergartenstrasse 4, „T4“ genannt) wurden massenweise PatientInnen psychiatrischer Anstalten in „Euthanasieanstalten“ gebracht und mit Giftgas getötet. In Österreich erlangte hierfür ua Hartheim bei Eferding traurige Berühmtheit neben der Wiener Kinderklinik „Am Spiegelgrund“, wo die todgeweihten Kinder oft auch noch zu teils grausamen „wissenschaftlichen“ Experimenten erhalten mussten. Auf Grund fehlender rechtlicher Grundlagen für diese Tötungen waren diese auch nach damaligem deutschen Recht in jedem Fall Mord. Jene Stimmen von Kirche und Justiz, die auf Einstellung heimlicher Tötungen drängten bzw auf Schaffung gesetzlicher Grundlagen pochten, konnten sich nicht durchsetzen.<sup>9</sup> Für den Justizminister war der „Führerwille“ die höhere Rechtsquelle als das geltende Strafrecht<sup>10, 11</sup>.

8 Loewy ua, NS-„euthanasie“ vor Gericht: Fritz Bauer und die Grenzen juristischer Bewältigung (1996) 134.

9 Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, „Euthanasie“ im NS-Staat: Grafeneck im Jahre 1940 (2000) 31.

10 [http://www.babycaust.at/BC-Germany/vor\\_1945/1091939.htm](http://www.babycaust.at/BC-Germany/vor_1945/1091939.htm).

11 Loewy ua (FN 8) 123, Rz 61.

### 4. Schlussfolgerungen

Wenn man davon ausgeht, dass der Begriff „Behinderter“ als Synonym für „behinderter Mensch“ aufzufassen ist, muss in einem Staat, in dem ein Regime wütet, das bestimmten Personengruppen wesentliche Persönlichkeitsrechte vorenthält (Ehe- und Fortpflanzungsrecht) und sogar das Lebensrecht abspricht (Euthanasieprogramm) und dadurch jedweder Rechtspersönlichkeit beraubt, die Suche nach einem positiv rechtlichen Behindertenbegriff zwangsläufig ins Leere gehen. Allenfalls ließe sich ein Begriff für Behinderung konstruieren, unter dem dann ein Großteil jener Persönlichkeitsmerkmale zu subsumieren wäre, die zu den oben beschriebenen Rechtsfolgen bzw Verfolgungshandlungen führten.

## II. Entwicklung des Behindertenrechts in der 2. Republik

### A. Wiederherstellung der demokratischen Republik Österreich und ihrer Rechtsordnung

#### 1. Verfassungsrechtliche Grundlagen

Nach der Proklamation und Unabhängigkeitserklärung sowie der Kundmachung über die Einsetzung einer provisorischen Staatsregierung samt Regierungserklärung vom 27. April 1945 wurden diese am 1. Mai 1945 als StGBI 1945/1-3 kundgemacht. In mehreren darauf folgenden Überleitungsgesetzen wurde zunächst die demokratische Republik Österreich wiederhergestellt und im Geiste der Verfassung von 1920 eingerichtet. Die ProvStReg setzte zunächst die Vorläufige Verfassung und das B-VG sowie alle Verfassungsgesetze und Verfassungsbestimmungen nach dem Stande vom 5. März 1933 in Kraft, auf dessen Grundlagen sich die Rechtsentwicklung bis heute vollzieht<sup>12</sup>.

12 *Walter/Mayer*, Grundriß des österreichischen Bundesverfassungsrechts<sup>6</sup> (1988) Rz 67.

### 2. Beseitigung rassenhygienischer Normen des Dritten Reiches

Das Rechts-Überleitungsgesetz – R-ÜG<sup>13</sup> setzte – vereinfacht formuliert – alle nach dem 13. März 1938 für Österreich erlassenen Gesetze weiter in Geltung, sofern sie nicht Grundsätze enthalten, die mit einer echten Demokratie unvereinbar sind oder typisches Gedankengut des Nationalsozialismus enthalten. Die Aufhebung solcher Gesetze sollte per Kundmachung erfolgen. Als erstes wurden mit Kundmachung vom 13. Mai 1945 die Nürnberger Rassengesetze und am 28. Juni 1945 alle die Erbgesundheit und die Verhütung erbkranken Nachwuchses betreffenden Verordnungen aufgehoben.

### 3. Die rechtliche Behandlung von Opfern der NS-Zeit nach 1945

Bereits wenige Monate nach der Befreiung Österreichs hat die Provisorische Staatsregierung Für- bzw Versorgungsgesetze erlassen.

#### a. Kriegsoferversorgungsgesetz

Am 12. Juni 1945 wurde das Gesetz über vorläufige Maßnahmen zur Entschädigung der Kriegsofener (StGBI 36) beschlossen. Die endgültige Fassung trat am 1. Jänner 1950 unter BGBl Nr 197 in Kraft, und wurde am 4. Juni 1957 wiederverlautbart und trägt seither die offizielle Bezeichnung „Kriegsoferversorgungsgesetz 1957“, kurz: KOVG. Es knüpfte an das Invalidenentschädigungsgesetz (IEG) von 1919 an und galt der Versorgung von Kriegsofenern beider Weltkriege. Zielgruppe waren vorwiegend Kriegsbeschädigte (aktive Kriegsteilnehmer), deren Hinterbliebene und Angehörige wie auch Hinterbliebene und Angehörige von Kriegsgefangenen und Vermissten.

#### b. Opferfürsorgegesetz

Am 17. Juli 1945 wurde das im StGBI unter Nr 90 am 27. Juli 1945 verlautbarte

13 Verfassungsgesetz v 1. 5. 1945 über die Wiederherstellung des Rechtslebens in Österreich, StGBI 1945/6.



Gesetz über die Fürsorge für die Opfer des Kampfes um ein freies, demokratisches Österreich (Opfer-Fürsorgegesetz) beschlossen, zu dessen Durchführung die Opferfürsorgeverordnung vom 31. Oktober 1945, BGBl 1946/34 erlassen wurde. Basierend auf den ersten Erfahrungen bei der Anwendung dieses Gesetzes und unter Berücksichtigung zahlreicher Ergänzungs- und Änderungsvorschläge wurde 1947 ein neues Gesetz gleicher Bezeichnung beschlossen und unter Nr 183 im BGBl verlautbart und wurde am 2. September 1947 in Kraft gesetzt. Es diente der Versorgung von ehemaligen Widerstandskämpfern und Opfern politischer Verfolgung, wobei letztere deutlich schlechter gestellt wurden.

#### c. Auswirkungen der Für- bzw Versorgungsgesetze auf Behinderte und Sterilisationsopfer

Ähnlich wie nach dem Ersten Weltkrieg wurde auch nach dem Zweiten Weltkrieg „behindert“ eher als Synonym für kriegsversehrt angesehen. Behinderte Menschen im Sinne unseres heutigen Begriffsverständnisses spielten daher im Opferfürsorgegesetz und seinen zahlreichen Novellierungen keine Rolle und fielen lange Zeit dem Fürsorgewesen anheim. Erst nach mehr als 50 Novellierungen und ein halbes Jahrhundert nach Inkraft-Treten wurde in § 1 Abs 2 des Opferfürsorgegesetzes der Passus eingefügt: „... oder auf Grund einer Behinderung ...“. Somit wurden nun erstmals auch Behinderte, welche „durch Maßnahmen eines Gerichtes, einer Verwaltungs- (im Besonderen einer Staatspolizei-) Behörde oder durch Eingriffe der NSDAP einschließlich ihrer Gliederungen in erheblichem Ausmaß zu Schaden gekommen sind“ in den anspruchsberechtigten Personenkreis aufgenommen. Ähnlich verhält es sich auch mit den Opfern der Zwangssterilisation. Sie wurden nie als NS-Opfer anerkannt. In einem Bescheid vom 26. Mai 1961, der vom Bundesministerium für soziale Verwaltung in zweiter Instanz zu entscheiden war, hieß es: „Eine als Folge der im Jahre 1943

durchgeführten Sterilisation eingetretene Gesundheitsschädigung hätte nur dann einen Anspruch nach dem Opferfürsorgegesetz, wenn im konkreten Fall für die Anordnung dieser Operation nicht medizinische, sondern politische Gründe maßgebend gewesen wären. Für eine solche Ausnahme konnten im vorliegenden Fall keine Anhaltspunkte gefunden werden ...“<sup>14</sup>. In einem anderen Ablehnungsbescheid des Sozialministeriums vom 22. Dezember 1958 wurde ausgeführt: „Es ist unbestritten, dass die Berufungswerberin vor ihrer Sterilisation weder politisch tätig war noch ihrer Religion, Abstammung oder Nationalität wegen von den nationalsozialistischen Behörden verfolgt worden ist. Sie wurde vielmehr anlässlich einer Einlieferung in eine Heil- und Pflgeanstalt auf Grund der damals geltenden Bestimmungen zur Verhütung erbkranken Nachwuchses sterilisiert“<sup>15</sup>. Auch in anderen Fällen wurde damit argumentiert, dass die Sterilisation auf Grund geltender Gesetze erfolgt sei und überdies habe es ja eine Berufungsmöglichkeit gegeben. Diese Rechtsauffassung steht freilich im eklatanten Widerspruch zur Begründung der Aufhebung dieser für das Gedankengut des Nationalsozialismus typischen Gesetze. Meiner Auffassung nach wären diese Fälle nun aber von der oben erwähnten Novelle zum OpferfürsorgeG miterfasst, weil diese Maßnahmen ja jeweils per Gerichtsbeschluss angeordnet wurden.

#### d. Invalideneinstellungsgesetz

Das Invalideneinstellungsgesetz geht auf das nach dem Ersten Weltkrieg erlassene Invalidenbeschäftigungsgesetz, StGBl 1920/459, zurück. Es blieb im Wesentlichen auch während des Zweiten Weltkrieges in Kraft und wurde durch das Invalideneinstellungsgesetz vom 25. Juli 1946 ersetzt. Es hat eine wechselvolle Geschichte mit teilweiser Aufhebung durch den VfGH und nachfolgender Neu-

fassung hinter sich.<sup>16</sup> Ursprünglich sollte es der Eingliederung in den Arbeitsprozess von Kriegsbeschädigten dienen, wurde aber schon bald auf Arbeitsunfallverletzte und Zivilinvalide ausgedehnt. Es wurde 1988 vom BehinderteneinstellungsG, BGBl 1988/72, abgelöst.

#### 4. Weitergeltung des deutschen Fürsorgerechts

Das Fürsorgerecht des Dritten Reiches (s unter I.B.1.) behielt auf Grund der oben beschriebenen Bestimmungen vorerst als bundesrechtliche Regelung seine Wirksamkeit. Der Bund ließ erneut die Dreijahresfrist zur Erlassung eines Grundsatzzgesetzes ungenützt verstreichen, worauf die Länder durchwegs die Weitergeltung des Fürsorgerechts als Landesrecht anordneten. Diese sog „vorläufigen Regelungen“ blieben noch rund ein Vierteljahrhundert in Geltung. Es blieb in Österreich sogar länger in Kraft als in Deutschland selbst.<sup>17</sup> Nachdem in der Folge mehrere Versuche, ein Fürsorgegrundsatzgesetz zu schaffen, scheiterten, erklärte der Bund durch Erlass des BMfl vom 13. Dezember 1968 von seiner Gesetzgebungskompetenz keinen Gebrauch zu machen und stellte es den Ländern frei, eigene Landesfürsorgegesetze zu schaffen. Zwischen den Jahren 1971 und 1977 wurden von den Ländern Sozialhilfegesetze eingeführt, die das reichsdeutsche Fürsorgerecht ablösten.

#### 5. Schlussfolgerungen

Auch nach 1945 war vorerst in der Behindertengesetzgebung kein Paradigmenwechsel zu erkennen. Die Hilfe für nichtversicherte Behinderte war weiterhin Gegenstand des Armenwesens und der öffentlichen Fürsorge, soweit sie nicht ohnehin von den Angehörigen geleistet wurde. Es galt das Subsidiaritätsprinzip, dh staatliche Hilfe war erst nach Ausschöpfung aller anderen Möglichkeiten einschließlich der Selbsthilfe mög-

14 Neugebauer, in: [http://www.doew.at/thema/thema\\_alt/justiz/euthjustiz/gross.html](http://www.doew.at/thema/thema_alt/justiz/euthjustiz/gross.html).

15 Ebenda.

16 S Steingruber, Der Behindertenbegriff im österreichischen Recht (Diplomarbeit Juni 2000) 6, 44 ff.

17 Näheres bei Steingruber (FN 16) 49.

lich.<sup>18</sup> Mit ein Grund des Scheiterns, die sog „Querschnittsmaterie“ Behindertenwesen zusammenzufassen und in ein Fürsorgegrundsatzgesetz<sup>19</sup> und in einer einzigen bundeseinheitlichen Regelung zusammenzuführen, war letztlich auch der Streit zwischen Bund und Ländern um einen eigenen Kompetenztatbestand „Behindertenhilfe“ im B-VG zur Übertragung von Gesetzgebung und Vollziehung an den Bund.<sup>20</sup>

## B. Die Abkoppelung des Behindertenrechts vom Armen- und Fürsorgewesen

### 1. Landesgesetzliche Regelungen

Parallel zu den Bestrebungen um ein Sozialhilfegrundgesetz bemühte sich der Bund auch um ein Bundesgesetz über die Fürsorge für Behinderte. Ein entsprechender Entwurf wurde vom Bundesministerium für soziale Verwaltung 1961 ausgearbeitet, um für alle Behinderten eine möglichst einheitliche Regelung zu schaffen, also die sog „Querschnittsmaterie“ Behindertenwesen von der Fürsorgegesetzgebung abzukoppeln und in eine einzige bundeseinheitliche Regelung zusammenzuführen.

#### a. Die Behindertengesetze der Länder

Nachdem der soeben erwähnte Versuch, ein kompetenzrechtlich abgesichertes Bundesbehindertengesetz zu schaffen, scheiterte,<sup>21</sup> erließen die Länder zwischen 1964 und 1967 eigene Behindertengesetze. Blindenbeihilfegesetze waren in einigen Bundesländern schon Mitte der 50er-Jahre geschaffen worden, die anderen Bundesländer zogen im soeben genannten Zeitraum nach.<sup>22</sup> Die Landesbehindertengesetze enthielten im We-

18 Heller/Ringhofer, Das österreichische Fürsorgerecht<sup>2</sup> (1968) 120, Fn 1.

19 Entwürfe des BMfI 1951: GZ.97.805-6/51; 1958: 63.000-7/58; 1967: 271.680-31/67.

20 Näheres bei Steingruber (FN 16) 12f.

21 Ebenda.

22 S Heller/Ringhofer, Die österreichischen Blindenbeihilfen- und Behindertengesetze (1968).

sentlichen vergleichbare Definitionen zum Behindertenbegriff. Als behindert galten demnach „solche Personen, die auf Grund eines Leidens oder eines Gebrechens (insbesondere) in ihrer Fähigkeit, eine angemessene Erziehung oder Schulbildung zu erhalten, eine zumutbare Beschäftigung zu erlangen bzw. beizubehalten, aber auch eine angemessene Eingliederung in die Gesellschaft zu erreichen, (dauernd) wesentlich beeinträchtigt sind“<sup>23</sup>. Diese Definition kommt auch einer interdisziplinären Betrachtung (Medizin, Sonder- bzw Heilpädagogik, Soziologie) sehr nahe<sup>24</sup>. Tirol hat in der Folge sein Behindertengesetz durch das Tiroler Rehabilitationsgesetz ersetzt. In Burgenland, Niederösterreich und Kärnten wurde die Behindertenhilfe inzwischen wieder in die jeweiligen Sozialhilfegesetze übernommen und die Behindertengesetze außer Kraft gesetzt. In Vorarlberg wurde das neue Behindertengesetz in Chancengesetz umbenannt und in Oberösterreich wurde erst im April dieses Jahres das Chancengleichheitsgesetz (LGBl 2008/41) beschlossen. Gemeinsam ist diesen Landesgesetzen, dass sie wie bei den Sozialhilfegesetzen vom Grundsatz der Subsidiarität ausgehen. Es besteht eine in die Landesgesetze transformierte Ländervereinbarung über die Zusammenarbeit der Bundesländer in Angelegenheiten der Behindertenhilfe, aber es kommt trotzdem gelegentlich zu gravierenden Auffassungsunterschieden bezüglich der Zuständigkeit zur vorübergehenden oder dauernden Kostentragung zwischen den beteiligten Landesregierungen. Die Volksanwaltschaft hat daher in ihren jährlichen Berichten schon des Öfteren gefordert, dass Bund und Länder und die Länder untereinander vernetzter zusammenarbeiten sollten. Die Neufassungen bzw Novellierungen haben inzwischen das 1997 in Art 7 B-VG aufgenommen Benachteiligungsverbot für behinderte Menschen (siehe unter II.B.2.c.) und teilweise auch schon die Staatszielbestim-

23 Zit nach Pfeil, Neuregelung der Pflegevorsorge in Österreich (1994).

24 S Steingruber (FN 16) 70.

mungen des Bundes-Behindertengleichstellungsgesetzes (siehe unter II.B.2.d.) transformiert. Somit ist in den neueren Landesgesetzen zur Behindertenbetreuung schon deutlich ein Paradigmenwechsel erkennbar. Zu den herkömmlichen Leistungen kommen nun Hilfen wie persönliche Assistenz, Familienentlastung, Mobile Betreuung usw, „damit sie an der Gesellschaft in gleicher Weise wie nicht behinderte Menschen teilhaben und ein möglichst selbstbestimmtes Leben führen können“<sup>25</sup>.

#### b. Pflegevorsorge der Länder

Aus systematischen Gründen werden die Pflegegeldgesetze der Länder weiter unten gemeinsam mit dem BundespflegegeldG behandelt (II.B.2.b.).

### 2. Bundesgesetzliche Regelungen

Neben den in II.A.3.a., b., d. genannten Regelungen hat der Bund im Rahmen seiner kompetenzrechtlichen Zuständigkeit in der Folge behindertenrelevante Gesetze erlassen, die letztlich eine nicht unbedeutende Rechtsfortentwicklung für behinderte Menschen brachten:

#### a. Das Bundesbehindertengesetz BGBl 1990/283

Aus Gründen, die schon oben erwähnt wurden, enthält dieses Gesetz nicht jenes große Regelwerk, welches die Bezeichnung des Gesetzes vermuten ließe. Es wurde auch darauf verzichtet, einen Behindertenbegriff zu formulieren. Man ist vielmehr davon ausgegangen, dass es sinnvoll ist, sich mit den Problemen der behinderten Menschen dort auseinanderzusetzen, wo sie auftreten (Einkommenssteuerrecht, Verkehrsrecht, Schulrecht, in der Krankenversicherung etc). Es wurden deshalb im BBG jene behindertenrechtlichen Vorschriften des Bundes zusammengefasst, die in keinem engen Zusammenhang zu einem bestimmten Sachgebiet stehen. Eine weitere Erörterung kann also entfallen.

25 S § 1 Stmk BHG, LGBl 2004/26.



## b. Das Bundespflegegesetz BGBl 1993/110

Mit der Einführung des BPGG wurden ähnlich wie beim BBG zum Teil schon bisher zu erbringende Leistungen vereinheitlicht und unter ein gemeinsames Reglement gestellt. Darüber hinaus wurde parallel zur Einführung dieses Gesetzes eine Vereinbarung zwischen dem Bund und den Ländern gem Art 15a B-VG über gemeinsame Maßnahmen des Bundes und der Länder für pflegebedürftige Personen abgeschlossen. Es sollte also die Vorsorge für pflegebedürftige Personen bundesweit nach gleichen Zielsetzungen und Grundsätzen geregelt werden. Es wurde das Finalitätsprinzip festgeschrieben, wonach Pflegeleistungen unabhängig von der Ursache der Pflegebedürftigkeit zu gewähren sind und unter gleichen Voraussetzungen gleiche Leistungen als Mindeststandard zu sichern sind. Das Subsidiaritätsprinzip gilt nur bezüglich der Leistungspflicht zwischen den Ländern und dem Bund, das heißt, die landesgesetzliche Leistungspflicht setzt dann ein, wenn mangels einer bundessozialrechtlichen Grundleistung kein Bundespflegegeld als Annexleistung gewährt werden kann. Ansonsten ist der Anspruch auf Pflegegeld einkommensunabhängig. Die Umsetzung der Pflege-Vereinbarung hat es mit sich gebracht, dass die Landespflegegeldgesetze in den wichtigsten Passagen praktisch wortident beschlossen wurden. Dies gilt auch für den Behindertenbegriff, der sowohl im BPGG als auch in den jeweiligen Landes-Pflegegeldgesetzen praktisch gleichlautend wie folgt definiert ist: „Das Pflegegeld gebührt bei Zutreffen der Anspruchsvoraussetzungen ab Vollendung des dritten Lebensjahres, wenn auf Grund einer körperlichen, geistigen oder psychischen Behinderung oder einer Sinnesbehinderung der ständige Betreuungs- und Hilfsbedarf (Pflegebedarf) voraussichtlich mindestens sechs Monate andauern wird oder würde.“ Zweifellos war die Einführung des bundeseinheitlichen Pflegegeldes ein wichtiger Schritt in Richtung eines Paradigmenwechsels in

der Behindertenbetreuung. Dies wird auch in folgender einheitlicher Formulierung deutlich, die sich sowohl im BPG als auch in den Landespflegegeldgesetzen findet: „Das Pflegegeld hat den Zweck, in Form eines Beitrages pflegebedingte Mehraufwendungen pauschaliert abzugelten, um pflegebedürftigen Personen soweit wie möglich die notwendige Betreuung und Hilfe zu sichern sowie die Möglichkeit zu verbessern, ein selbstbestimmtes, bedürfnisorientiertes Leben zu führen“.

## c. Benachteiligungsverbot für behinderte Menschen

Mit der Novelle BGBl I 1997/87 vom 14. August 1997 wurde Art 7 Abs 1 B-VG um das nachstehende Benachteiligungsverbot für behinderte Menschen erweitert: „Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden. Die Republik (Bund, Länder und Gemeinden) bekennt sich dazu, die Gleichbehandlung von behinderten und nichtbehinderten Menschen in allen Bereichen des täglichen Lebens zu gewährleisten.“ Mit dieser Bestimmung wurde der Paradigmenwechsel im Behindertenwesen nun auch im Verfassungsrecht zumindest eingeläutet. Dies konnte jedoch nur ein erster Schritt sein. Die Parlamentsfraktionen waren sich einig, dass sowohl das Staatsziel als auch das Benachteiligungsverbot erst noch mit Leben erfüllt werden müssen.<sup>26</sup> Besonders unbefriedigend für den einzelnen Betroffenen war, dass dieser neu erworbene Schutz nur vor dem Verfassungsgerichtshof durchgesetzt werden konnte. Somit war schon bald nach Beschlussfassung dieser B-VG-Novelle klar, dass das nächste Ziel ein Behindertengleichstellungsgesetz sein müsse. Trotzdem blieb diese Verfassungsbestimmung nicht ohne Wirkung. Schon 1998 wurde eine Arbeitsgruppe eingesetzt mit dem Auftrag, die gesamte Rechtsordnung des Bundes auf explizite und implizite Benachteiligungen behinderter Menschen zu durchforsten. Das Ergebnis

<sup>26</sup> Vgl [www.blickkontakt.or.at/histgleich.html](http://www.blickkontakt.or.at/histgleich.html).

dieser Arbeit floss in eine Sammelnovelle (BGBl I 1999/164) ein, in der insgesamt 9 verschiedene Gesetze von behindernd-diskriminierenden Bestimmungen befreit wurden.<sup>27</sup> Auch in den Ländern wurden Arbeitsgruppen zur Rechtsbereinigung gebildet.

## d. Das Bundes-Behindertengleichstellungsgesetz BGBl I 2005/81

Die logische gesellschaftliche Bewältigungsform, die im neuen Art 7 B-VG postulierte Gleichbehandlung von behinderten und nichtbehinderten Menschen im gesellschaftlichen Zusammenleben herzeigbar zu machen (Paradigma, ursprünglich „Paradeigma“ = „das Vorgezeigte“) ist zwangsläufig, diese neue Sichtweise per Gesetz festzuschreiben. Nachdem im Laufe der 90er-Jahre entsprechende Vorbilder aus dem Ausland (Americans with Disabilities Act (ADA), People First ua) bekannt wurden, wurde auch in Österreich über ein neues Verständnis von Behinderung und deren Folgen und Bedeutung für ein gleichberechtigtes Zusammenleben in der Gemeinschaft diskutiert und reflektiert. Die Foren hiezu waren in Form von engagierten Selbsthilfegruppen, Behindertenvereinen und -verbänden bereits gut etabliert. Das angestrebte Behindertengleichstellungsgesetz sollte eine neue Sichtweise von Behinderung ermöglichen, die anstelle der Defizitorientierung die Fähigkeiten und Stärken der Betroffenen sowie die gesellschaftliche Bedingtheit von Behinderung in den Vordergrund rücken. Das heißt vor allem weg von Bevormundung zu Selbstbestimmung („wir wissen selber besser, was wir brauchen“), weg von kollektiven Betreuungsghettos (De-Institutionalisierung) zu individuell gestalteter Lebensform. Freilich muss ein Teil dieser Anliegen in den Landesgesetzen umgesetzt werden (siehe unter II.B.1.a.). Das hier besprochene Bundesgesetz hat vor allem das Ziel

<sup>27</sup> Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, in: Bericht der Bundesregierung über die Lage der behinderten Menschen in Österreich (2003).

„die Diskriminierung von Menschen mit Behinderungen zu beseitigen oder zu verhindern und damit die gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit Behinderungen am Leben in der Gesellschaft zu gewährleisten und ihnen eine selbstbestimmte Lebensführung zu ermöglichen“ (§ 1 BGStG). Dieses Anliegen wurde auch in den in § 3 definierten Behindertenbegriff aufgenommen. Gleichzeitig wurden in diesem umfangreichen Gesetzeswerk auch eine Reihe von anderen Bundesgesetzen im Sinne dieses Gesetzes geändert. Die Rechtsdurchsetzung wurde wesentlich vereinfacht, die Verbandsklage eingeführt sowie ein weisungsfreier Behindertenanwalt installiert. Parallel zu diesem Gesetz wurde auch die Gebärdensprache in der Bundesverfassung verankert. Dieses Gesetzeswerk wird daher zu Recht auch als Behindertengleichstellungspaket bezeichnet. Bezüglich einer ausführlichen inhaltlichen Erörterung sei auf Kapitel 6

des im Anhang zitierten Tätigkeitsberichtes verwiesen.<sup>28</sup>

### C. Schlussbemerkungen

Es wurde versucht, rückschauend dem Stellenwert behinderter Menschen in der österreichischen Rechtsordnung nachzugehen. Dabei wurden die das Behindertenwesen tragenden Gesetze auf diesen zugrundeliegenden Behindertenbegriff hin untersucht. Im Speziellen sollte der Frage nachgegangen werden, ob sich auf Grund der schrecklichen Verbrechen an behinderten Menschen während der NS-Zeit Wesentliches nach dem 2. Weltkrieg zugunsten dieser Mitbürger geändert hat. Dabei hat sich gezeigt, dass in der 2. Republik praktisch nahtlos zur Behandlung und den Rechtsstatus während der 1. Republik übergegangen

28 [www.bmsk.gv.at/cms/site/attachments/2/6/6/CH0630/CMS1140166432702/taetigkeitsbericht\\_kap6.pdf](http://www.bmsk.gv.at/cms/site/attachments/2/6/6/CH0630/CMS1140166432702/taetigkeitsbericht_kap6.pdf).

wurde. Ihre Probleme und Belange wurden genau wie früher – soweit der Staat überhaupt damit in Berührung kam – dem Armenrecht unterstellt. Dies liegt wohl daran, dass sie keine nationalen oder internationalen Lobbys hinter sich hatten, die sich um irgendeine Wiedergutmachung oder Entschädigung bemüht hätten oder sonstwie eine Besserstellung gegenüber früher lukrieren konnten. Erst im Zuge des während der „Geschichtsaufarbeitungs- und Vergangenheitsbewältigungs-“ Phase errichteten Nationalfonds der Republik Österreich für die Opfer des Nationalsozialismus und der damit einhergehenden Novellierung des Opferfürsorgegesetzes erfolgten symbolische Gesten. Der nun in den letzten Jahren eingeleitete Paradigmenwechsel geht weitestgehend auf den Einsatz von Interessengruppen zurück. Ein Befund über die Akzeptanz dieses Paradigmenwechsels bei nicht betroffenen Personen steht noch aus.

## Autorinnen und Autoren

Ulrike Felber, Dr.<sup>in</sup> phil., Studium der Geschichte und Politikwissenschaft an der Universität Wien, Universitätslektorin, Ausstellungs- und Museumskuratorin, seit 2005 Tätigkeit im Dienst Information und Öffentlichkeit/Bürgerservice der Parlementsdirektion. Forschungen und Publikationen zur Kultur- und Zeitgeschichte Österreichs, ua zu NS-Vermögensentzug und Restitution sowie zur österreichischen Identität und Erinnerungskultur.

Adresse: Parlementsdirektion, Dr. Karl Renner-Ring 1, 1017 Wien  
e-mail: [ulrike.felber@parlament.gv.at](mailto:ulrike.felber@parlament.gv.at)

Renate S. Meissner, geb 1959, Dr.<sup>in</sup> phil. MSc, Studium der Ethnologie und Judaistik an der Universität Wien. Mehrere Feldforschungsaufenthalte in Israel. Von 1986 bis 1992 Mitarbeiterin am Institut für Judaistik der Universität Wien sowie wissenschaftliche Mitarbeiterin an verschiedenen jüdischen Museen. Von 1989 bis 1993 außerdem wissenschaftliche Mitarbeiterin am Museum für Völkerkunde Wien. Seit 1995 stellvertretende Generalsekretärin des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus, seit 2003 Personalleiterin des Nationalfonds und des Allgemeinen Entschädigungsfonds; seit 2006 wissenschaftliche Leiterin des Nationalfonds. Mehrere Publikationen.

Adresse: Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus/Allgemeiner Entschädigungsfonds für Opfer des Nationalsozialismus Kirchberggasse 33, 1070 Wien  
e-mail: [sekretariat@nationalfonds.org](mailto:sekretariat@nationalfonds.org)

Alfred Steingruber, Mag. jur., Studium der Rechtswissenschaften, betreibt einen heilpädagogischen Kindergarten in Graz. Seine Diplomarbeit „Der Behindertenbegriff im österreichischen Recht“ ist abrufbar unter <http://bidok.uibk.ac.at/library/steingruber-recht.html> (Zugriff 6. 8. 2008)

Adresse: Grabenstraße 117, 8010 Graz  
e-mail: [kiga.steingruber@sime.com](mailto:kiga.steingruber@sime.com)